

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.

Verlag von Georg Graubpierre, Idstein.

Deutschland .. Deutschland über Alles!

Novellenroman von Heinrich Rentzsch.

(Fortsetzung.)

Der erste Schnee über Schlamm, Unrat und grauer Hoffnungslosigkeit! In leuchtendem Weiß strahlte die Ferne — lugte die Nähe. Jeder kleine dunkle Punkt in dieser Helle offenbar. Birawo wartete man auf Entschlossenheit. Es half kein Vertuschen und Selbsttäuschen mehr. Die Russen würden nun da sein, denn es ging nicht anders. In das verfeuchte, elende russische konnten unsere Helden nicht. Das einem sicheren Tode gleich gewesen. mußte der Feind auf deutschem Boden stehen, denn dieser beständigen abendlichen Haltung lag die heilige Pflicht am endlich — um der Zermürbung zu weichen — der Entleerung der Vorräte Abkühlung heißen, edelen deutschen vorzubeugen, zur entscheidenden Schlacht überzugehen. — Ostpreußen war verloren. — Und ein Erfolg stand dahinter. grauenhafte Dunkel der Masurischen wußte über ihn zu berichten. — Nun noch die Provinz Posen drangekommen. So hart freilich wie da in Ostpreußen würde es nicht gleich sein. Aber immerhin. — Birawo wußten sie es alle! — Sie saßen still und entschlossen einher. Aber sagte. — Die Kinder sahen mit großer Angstigen Augen über die weißen Berge. Der Schullehrer hatte den Untergrund einer Woche aufgehoben. Das neuerbaute Haus, das abseits — von anderen Gehöften — doch bisher verächtlich auf die Gesellschaft neuer Häuser gehofft hatte — stand mit seinen Türen da und wartete gleichfalls. der Gemeindevorstand dem alten,

weißhaarigen Lehrer deswegen Vorwürfe machen wollte, begegnete er dem ruhigen klaren Blick des Greises, der seinen Unmut sogleich besänftigte.

„Wozu die Türen noch verschließen,“

meinte der alte Herr weise. Begehren unsere Soldaten einen Unterschlupf, nun, so sollen sie ihn auch mühelos haben. Wollen aber die andern — die russischen Meuten — hinein, dann würden auch die Schlösser nicht viel helfen! — Axt und Messer hüllten nach, und schloßen ein Versäuerungsnetz — im Umsehen.“

Es stimmte schon, was der Schullehrer sagte! —

So harrete denn auch das kleine Schulhaus einer Zukunft, die schwarz und unheilvoll in der Nähe stand.

Nichts verbrauchte so viel Kraft und Nerven als dies Warten! — Wer hätte das nicht in den verflossenen Wochen an sich — um sich — erfahren. — Wenn keine Nachricht von den Liebsten kam, wenn die doch so sicher vorausgesagte glückliche Schlacht immer noch in der Ferne „stand“, wenn die gut berechnete Verstärkung ermüdeten Truppen aus irgend einem stichhaltigen Grunde ausblieb.

Es war im Grunde immer das gleiche, zermürbende, heiße Abwarten, das die dumpfe Hoffnungslosigkeit im Schoß hatte.

Wie unerträglich aber mußte eine Gegenwart sein, die sich als Zukunft und Erlösung die Zerstörung herbeisehnte!

Frau Hilde Schwertfeger verharrete seit Tagen auf diesem Standpunkt! Sie hatte die Kinder nicht von sich gelassen. Eine Zeitlang war sie doch dazu fest entschlossen gewesen. Alles war bereits eingeleitet. Sie wollte sie nach Berlin zu einer früheren Kollegin bringen. Da besann sie sich im letzten Augenblick eines anderen.



Der Wasserturm von Zeebrügge.

Da die Engländer bei ihren Angriffen von Meere aus auf Zeebrügge den dortigen Wasserturm als Zielpunkt benutzten, wurde dieser von uns gesprengt. Unser obiges Bild veranschaulicht denselben kurz vor der Sprengung.

Was sollten die schlanken, blonden, eigensinnigen Knaben auf der Welt, wenn Vater und Mutter tot waren.

Denn jetzt, wo die schneeige Helle über der Erde lag, war es ihr doch zuweilen, als lebte ihr Gatte nicht mehr.

Sie mußte ihm aber das Erbe hüten, solange es anging.

Langsam strichen die Flügel der langen Nächte über die Köpfe der Menschen in Birawo dahin und ließen etwas von dem leuchtenden Schnee zurück, der jetzt unablässig vom Himmel sank. — Blonde Haare wurden in kurzer Zeit grau, blühende Wangen schlaff. — Der Mond startete in jedes Fenster hinein. Und sah auch die Gutsherrin, wie sie auf den Knien lag und mit gefalteten Händen um etwas rang, das sie nicht in Worte zu kleiden vermochte. — Sie beteten hier jetzt alle stumm, ringend, schreiend! —

Um was betete Hilde Schwertfeger eigentlich?

Nicht um die Erhaltung des Stüchchens Grund und Boden allein — nicht nur für die Errettung der Kinder — der Zeugen einer stutenden großen Seligkeit, die sie in den Armen des reifen, starken Mannes allzeit empfunden hatte — sondern darum, daß auch sie und die Kinder gehen durften, wenn es nun doch wahr sei, daß er nicht mehr lebe. — Und allmählich geriet sie in eine feste, beinahe fröhliche Zuversicht hinein. Ein unerschütterlicher Glaube erwuchs ihr in diesen stummen, hellen Nächten. — Ihr Warten war ein Hoffen. Ein neugieriges Zugen, ob sie leben oder sterben durften.

Denn jetzt hielt auch sie der starke Gott, zu dem sie niemals in ein rechtes Verhältnis gekommen war, in seinen Händen. — Das war schön. Sie hatte ja niemals gedacht, daß auch in dieser Zuversicht so viel Glück und Frieden in das Herz strömen könnte. —

Wenn es nur nicht allzu lange mit diesem Warten währen möchte. Es kamen aber noch viele Nächte! Gleich still, leuchtend, hell und geheimnisvoll. Dann aber kam ein Morgen, an dem in dunklen, massigen Scharen schwarze Saatkrähen und auch Geier über Birawo hinstrichen. — Und diesen Herden von Vögeln, die vielleicht irgendwo Blut und Nas wittern mochten, folgte ein dumpfer Kanonendonner. Nichts als dieser. Keine Helmspitze — keine Uniform wurde sichtbar. Nur ein Dröhnen, daß sich die schneeige Erde heben wollte, daß die Kinder in den Ställen zu brüllen begannen — die Frauen in die Kartoffelkeller krochen und die Männer, die zu alt oder zu schwach für das Kriegshandwerk gewesen waren, heimlich die Sensen vor den Türen scharf dängelten. Sie wollten doch auch bei der blutigen Ernte helfen, wenn das Korn zu mähen bereit stand. — — —

Nun waren sie endlich da! — Kleine flinke Pferde, auf denen die Rosalen hockten wie schwere massige Mehlbeutel. Sie hatten viel Freude am hellen Feuerchen.

Zuerst die Tagelöhnerkaten. Sei — die trugen noch Schindeldächer und Rödchen aus Stroh und dünnen Latten. —

Knitter-Knatter — die fingen gut Feuer! Die Haustiere liefen draußen herum, von den Bewohnern selbst noch fortgetrieben.

Nur die Hühner, das alte törichte Viehzeug, flogen gradwegs in die Flammen hinein und ein weißes, wolliges Schaf, das dem kleinen Hofmeisterkenel gehört hatte, blieb zitternd und laut blönd in der Ecke seines brennenden Stalles stehen, trotzdem ihm kaum ein paar Hände breit weiter doch die helle Winterluft entgegen schlug.

Die schmale Dorfstraße bis zum Gutshause hin war jetzt mit flammenden Bäumen besetzt. Nun endlich schlüpfen sie zur Brennerei hinüber. Da lagen große Vorräte von altem Spiritus in Fässern und Kübeln. Zwei Keller voll! Seit zehn Jahren lag der Schatz hier aufgespeichert und sollte bald in eine der größten deutschen Fabriken gehen. — Jetzt kam er den Barbaren zu gut, aber auch — und daran hatte in dieser Angst wohl niemand gedacht — denen, die in Birawo lebten. Wie das duftete und die Nasen kitzelte.

Sie warfen sich auf die Knie und schlürften den alten schweren Trank gierig hinunter. Jeder Einzelne! Garnicht stolz waren die hochgeborenen Offiziere. Alle sogten sie sich voll! — Und inzwischen warfen die flammenden Bäume ihre Scheine über den weißen Schnee, entzündeten goldene Lichtfluten und schufen metallenen schimmernde Seen auf der weißen Decke, die überall dort, wo das Barbarenheer gestampft war, in schwarzen, schlammgrauen Farben startete.

Die Fässer waren leer! Die meisten lagen schlafend — sinnlos trunken in den Kellerräumen der alten mächtigen Gutsbrennerei umher. Aber es waren doch noch einige darunter, die ihre Sinne mühsam beisammen hatten. Die taumelten auf, suchten sich weiter gen Westen und fanden das alte Gutshaus. Nun standen sie auf der Freitreppe und auf der glatten Steinveranda, die so oft Frau Hildes Nieder gehört hatte. Nicht viel waren es ihrer! Nur 10 Mann. —

Rein neun. Aus einer Lufe schoß der alte Ostpreuze, den Winchen Scheidebert hierher gebracht hatte, just einen herunter. — Acht. — Sieben doch nur. —

Hilde Schwertfeger traf den nächsten. Und jetzt — sechs — fünf — vier. — Halt, die waren plötzlich wie tolle Hunde, stürmten in das Haus, warfen wie rasend alle Gegenstände durcheinander, schlugen die Fenster und Spiegel ein — bluteten wie Schweine, gaben aber nicht Ruhe — fanden auch Frau Hilde Schwertfeger und ihre Söhne. —

Jetzt war das Ende da.

Zuerst die Kinder. —

Schon reckte sich eine gierige Faust nach den feinen schlanken Gliederchen aus. Die Revolver waren einstweilen zu Boden geworfen.

Da — flog es heran, weiß, leicht, lachend, singend. Wer? —

Eine Sekunde der entsetzlichen Angst, ein Erstarren des Blutes in den Adern der blonden schönen Frau. —

Nut Meives stand da, rang, riß einen Revolver empor, zielte, traf, gurgelte etwas heraus und schoß wieder.

Da stürzten sich die letzten Zwei auf sie, krallten die Hände um ihren weißen, weichen Hals und ließen nicht früher von

ihr ab, als bis sie tief und stumm hintenüber sank. — Rein, noch richtete sie sich empor.

Großer, heiliger Gott, was mochte Sie sang ja. — Kein Singen — ein festes Keuchen — ein Nschzen — verständlich, der Text und Meloderttausendmal in diesen Wochen den steten Not mitgesummt und mitgebetet. Deutschland, Deutschland über all! Dann war sie still. Tot! —

Ihre Schmach war abgewaschen, starb als Deutsche.

Nun waren nur noch Zwei da, tolle, wilde, zu allem Entsetzlich geschlossene Russen.

Gegen eine Frau. . . .

Hilde Schwertfeger schloß die Augen und drückte die weinenden Kinder sich. Ein Lächeln lag um ihre Lippen. Sie wußte es ja — mußten sie hier und verderben — so war auch er, ihr tot und dieses Sterben war für sie glückverheißend.

Sie war bereit. —

Da ging plötzlich ein scharfer hell vor ihr auf. — Ein deutsches Kommando.

Höchste Zeit. Los! Gott segne Deutsche Infanterie! Deutsche Reiter! —

Sie verlor die Besinnung. Man sang und sang in ihrem Herzen.

Gott redete durch diese Reiter, tröstete sie, verhieß: Er lebt dir, guten Mutes, sei stark und warte dein Warten. —

Nun war Birawo und Umgegend von dem Russenfeind frei! — Tausenden waren sie gefangen an Maschinengewehre und Geschütze zenden erbeutet. — Von Warschau die deutschen Truppen langsam gegangen. Aber nicht, wie die Zubereiten in der Heimat schauernd weil sie es mußten, weil der russische mit schwerer, besiegender Last der deutschen Königsklöwen einhielt, weil es die Taktik so wollte! — Es sollte und mußte um jeden Preis zogen werden. Tiefer ins russische hinein wollte Mitdeutschland um Preis. Bei Arcepize war es hartnackig Schlacht gekommen. Davon sich jetzt Freund und Feind. Westen lagen sie sich — oft genug bis hiezig Meter in den feinen Schützengräben lauernd.

Niemand griff vorläufig an, wartete behutsam und geduldig Ereignis, das niemand kannte.

— — — In Birawo stand das alte Herrenhaus, die massige, die Scheunen, der mächtige Keller und das Polenhaus, das geräumt gewesen war. In diesen Tagen zur Zeit die ihres Obdachlosen Tagelöhner. Ein kleiner Teil — die alten verwitweten Weiblein Frau Hilde in das Gutshaus gekommen. Hier wurde auch für sie gesorgt, überhaupt die beiden Hauptmahlzeiten die gesamten Leute in der Herrschaft zubereitet und von dort zur Verteilung gebracht wurden. Winchen Scheidebert diese große Arbeit allein kaum

stärkte standen ihr wenig zur Verfügung. Was nur irgend noch gesund und war, mußte sich an den Aufräumarbeiten beteiligen, die in Fortsetzung des verfallenen Balkenwerkes und schwarzen Dachsteine und Ziegel ehen hatte. Denn im Frühjahr — es es Frau Schwertfeger beschlossen wieder mit dem Aufbau der Katen werden. Sie hatte bereits einen en, ihr aus der Berliner Zeit her verlässig und sparsam wohlbesannmeister mit dem Entwurf der angen beauftragt und war fest ent, den Bau unter allen Umständen ngen. — Der Erlös ihres herrlichen Schmuckes würde genügen, um drei Familienhäuser aufzurichten. Denn schloß die Steine und Kalk waren reichlich en Kinde vorhanden und zum größten um ihre bereits angefahren.

um Tag stand sie neben Minchen bert, mit einer mächtigen Schürze tet, und half emsig bei dem Zubedes Essens. Die Knaben saßen eben der hellen, blanken Küche auf zier eigens vom alten Stellmacher für rtigten Schemeln und beschäftigten mit, mit spitzen Fingern — ernst rbig — die Gemüse puzten zu helas half im Grunde genommen zwar aber Frau Hilde wollte es so und anders haben! — Die Kinder sollten daß sie in einer ersten Zeit, die jegaft fest in Anspruch nahm, lebten. ihren Lieben in der Ferne redeten den Frauen kaum jemals mit ein. Auch Minchen Scheidebert hatte Wochen keine Nachricht gehabt Berlin, wohin sich Frau Schwertum Gewißheit über das Schicksal hatten zu haben, gewandt hatte, war Bestimmtes zu erfahren gewesen. schluslisten brachten den Namen des mann Schwertfeger nicht. Das aber ihr keine allzu feste Hoffnung geben. es fehlten noch in den traurigen ihrer viele, deren Tod doch zwei seit Wochen feststand. Es war ihr anders geworden.

(Schluß folgt.)



Zwei Tropfen Gift.

erzählt von Robert Seymann.

leich am ersten Tage der Mobilmachung war Hauptmann Reitzenstein mit nach Belgien gezogen. Er hatte die Eroberung von Lüttich mitgemacht; vor traf ihn eine Kugel. Die Verletwar schmerzhaft, aber nicht schwer, tptmann Genesung. de holte ihn ab. In ihrem liebAntlig konnte er deutlicher, als es

ihre Worte auszudrücken vermochten, die Sorgen und die Ungewißheit lesen, in der sie um ihn gelebt. Aber wogen die herrlichen Stunden des Wiedersehens nicht alle die Tage des Harrens und Vangens auf? Wie sie mit ihm durch die Straßen ging und alle Augenblicke zu ihm auf sah mit dem stillen, heimlichen Lächeln des höchsten Glücks — und wie der Stolz aus ihren Augen leuchtete, wenn die Leute sich nach dem schlanken, großen Oberleutnant umdrehten, der den rechten Arm in weißer Binde trug und auf dessen Brust das beim Sturm auf Lüttich eroberte Eisene Kreuz hing — ach, dies Erlebnis hätte sie für nichts in der Welt eingetauscht! Nun hatte sie ihn ja wieder, und sie wollte ihn schon pflegen und mit der heilenden Liebe umgeben, nach der er sich da draußen im Felde so sehr gesehnt hatte!

Sein erster Gang galt dem Elternhause. Der alte Geheimrat, zu alt, um noch selbst ins Feld zu ziehen zu Deutschlands Schutz und Schirm, legte die Hände um den Kopf seines Einzigen und sah ihm tief und lange ins Gesicht, in die Augen, auf den festgeformten Mund, dann küßte er ihn auf die Wangen und sagte nur: „Du bist mein Stolz!“ Die Mutter sagte gar nichts. Sie hielt nur seine Hand und schaute zu dem empor, der ihre heißen Gebete erhört hatte.

Dann ging Hans Reitzenstein zu Hilbes Eltern. Auf dem Wege berichtete sie:

„Ernst ist nicht mehr zu halten und zu zügeln. Er hat deine Briefe verschlungen und nun will er um jeden Preis als Freiwilliger mit — er ist doch erst siebzehn Jahre. Hans, rede doch du mit ihm — er ist zu jung! Ist es nicht genug, dich im Felde zu wissen, soll ich auch noch die Angst um den Bruder mit mir herumtragen?“

Hans antwortete nicht. Nach der ersten Begrüßung in dem freundlichen Hause in der Bülowstraße, über dessen Räumen die Behaglichkeit des Wohlstandes und inneren Friedens gebreitet lag, nahm er Ernst vor. Das war ein hochgeschosener Junge mit hellen Augen und einem starken Lächeln um die trohigen Lippen. Hans stellte ihm alles vor:

„Ich habe gehört, du willst Freiwilliger werden. Ich habe kein Recht, dich zurückzuhalten. Aber ich habe die Pflicht, dich auf alles aufmerksam zu machen, was dir vielleicht in einem anderen Lichte erscheint, als es in Wahrheit ist. Du bist noch sehr jung. Eine Million junger Männer, reifer als du und auch kräftiger, ist dem Rufe des Kaisers und des Vaterlandes gefolgt. Alles Freiwillige. So viele, daß man einen Teil zurückstellen mußte. Noch also bist du nicht nötig. Für deine Mutter aber bist du die einzige Stütze des Alters. Für deine Schwester der Sonnenschein, und, wenn ich fallen sollte, der einzige Schutz. Denn dein Vater ist krank und lebt vielleicht nicht lange. Das alles sollst du wohl überlegen, Ernst, ehe ...“

Aber der Junge unterbrach ihn:

„Ich habe dich angehört, Schwager. Und ich antworte dir: Ich habe das alles überlegt. Mutter hat nur mich und Hilde. Ja — aber mußten in diesen Tagen nicht hunderttausende von Müttern den Einzigen ziehen lassen, ohne den Trost einer

Tochter zu haben? Und mußten nicht hunderttausende von Schwestern dem Bruder ein — vielleicht letztes — Lebenswohl zurufen? Und treten nicht jetzt, wo von Ost und West der Feind droht, Mütter und Bräute und Schwestern hinter das große Ideal zurück, das Vaterland heißt? Mich hält es hier nicht länger, Schwager Hans, und darum bitte ich dich, mir heute noch behilflich zu sein, daß ich ein Regiment finde, wo man mich brauchen kann. Ich will hinausziehen, sobald du selber wieder ins Feld gehst, und will dem Land, das mir die ersten Ideale geschenkt, die große Liebe gegeben, die mir mein junges Leben schön gemacht, die Dankeschuld abtragen: Ich will für meinen Boden kämpfen wie alle anderen.“

Da sah der Oberleutnant, daß Ernst Hildebrand doch die Reise besaß, dem Vaterland zu dienen, und daß er ihn nicht länger zurückhalten durfte. Er sagte das Hilde. Und schließlich kam man überein, zu versuchen, Ernst wenigstens in das Regiment zu bringen, in dem Hans Reitzenstein stand.

Es gelang. Ernst wurde als Freiwilliger eingestellt und eingeübt. Als seine Zeit um war, da war auch Hans Reitzensteins Wunde geheilt. Und er nahm zum zweitenmal Abschied, um wieder zur Front zu gehen. Diesmal kam er nach Osten zu Hindenburg. Ehe er ging, nahm ihn der alte Geheimrat ins Arbeitszimmer:

„Mein Junge, du gehst schweren Tagen entgegen. Und doch schönen, herrlichen Tagen. Ich sehe dich mit Schmerz und Freude zugleich ziehen. Nur eine Sorge bedrückt mich. Es könnte sein, daß du nach einer großen Schlacht liegen bleiben würdest, schwer verwundet, tödlich verletzt vielleicht — man muß alle Möglichkeiten erwägen! Es könnte sein, daß russische Marodeure das Schlachtfeld absuchten, daß sie dich martern und peinigen würden. Es könnte sein, daß die letzte Stunde deines Lebens in Qual und Grauen dahingehen würde. Ich habe dir einen Ring anfertigen lassen, in dessen Kapsel zwei Tropfen Gift enthalten sind. Du wirst selbst in schlimmster Lage Zeit finden, diese Kapsel zu öffnen. Der Inhalt ist absolut tödlich, die Wirkung auf zwei Minuten berechnet. Dir, mein Sohn, den eine so ausgezeichnete Mutter großgezogen hat, brauche ich nicht zu sagen: Mache dann nur Gebrauch, wenn du alle Hoffnungen hast aufgeben müssen. Wenn nichts mehr dich retten kann. Nur dann — in diesem Falle darfst du es, und es soll mein letzter Trost sein, lieber Junge, daß du in deiner letzten Stunde in meiner Hand gewesen bist. Das andere möge Gott nach seinem Ratsschluß lenken.“

Vater und Sohn umarmten sich schweigend. Die Mutter sprach von frohem Wiedersehen und frischem Kampfetümmel. Hilde stand neben ihm am Bahnhof. Ernst war schon fort. Hans sollte ihn erst in Allenstein wiedersehen.

„Eines noch, mein Geliebter! Wie sehr ich dich liebe, das brauche ich dir nicht zu wiederholen, und daß jeder Schlag meines Herzens dir gehört, das weißt du. Doch meiner alten guten Mutter Stolz und all

ihr Glück ist Ernst. Hans, laß ihn nie im Stich! Hans, steh ihm bei in aller Not und Gefahr — du bist der Stärkere, der Klügere, der Erfahrene. Hans, denke, es sei dein Fleisch und Blut, es sei dein Bruder!"

Da nahm er Gildes Hand und drückte sie an sein Eisernes Kreuz: „Bei dem Symbol deutscher Treue und Kraft, Mädel, ich werde über ihn wachen, als sei er mein eigen Fleisch und Blut!"

Dann piff der Zug, und Rebel, Dampf und Tränen legten sich wie ein undurchsichtiger Schleier zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen Hoffnung und Bestimmung.

Hans Reizenstein hatte die Genugtuung, Ernst in seine Kompanie zu bekommen. Die vierte Kompanie führte er, und der schlanke, junge Freiwillige stand im zweiten Zug.

Dem Witzfeldweibel Marx legte er die Sorge um diesen einen noch ganz besonders an Herz. Und so hatte er alles getan, was in seiner Macht stand.

Vald marschierten sie aus.

Und dann kam der Tag von Soldau.

Der Feind schien den Augenblick für gekommen zu halten, in dem der Gegner durch die eigene Artillerie hinreichend müde für den Sturm war. Plötzlich stiegen aus den Erdlöchern Hunderte von dunklen Gestalten, lange Züge von Schatten, die Sprung! Sprung! — hinlegen — Sprung! Sprung! — daherkam.

Nun galt es.

Hans Reizenstein streifte den Freiwilligen Gillebrand mit einem Blick. Der horchte auf das Kommando und feuerte und feuerte und sah sich nicht um, als drei Schritte von ihm entfernt einer aufschreiend nach dem Helm griff und wie ein Sack niederfiel.

Kred! Kred! Kred! — Knad! Knad! machte es plötzlich in bellender Wut — deutsche Maschinengewehre griffen ein.

Hingemäht, hingeschlagen wie vom Hagelwetter lagen die feindlichen Linien auf der Erde. Was lebte, war wie angefleht in Todesangst, was tot war, das schien eingestampft zu sein in den klebigen Boden. Und dann: Krach! Katsch!

Feind schon floh und Hunderte fangenen rückwärts geschickt wurden. lich belamen die Russen Verstärkung herbeirufen, ein gewaltiger Sturm wurde auf die schwachen deutschen ausgeübt, die Artillerie mußte und wie so manchesmal in diesen der Taktik mit der Uebermacht, die mit der Zahl, des Geistes mit der stinkt, mußten die Deutschen die gewonnenen Stellungen wieder um sie später unter günstigeren Verhältnissen von neuem zu nehmen.

Der Oberleutnant schwenkte den Arm, da fühlte er einen stechenden Schmerz der Brust, und einen Stoß, der ihn warf. Der junge Freiwillige, der seinem eigenen Leibe deckte, blinzelte und beugte sich über ihn. Er versuchte fortzuschleppen, aber schon kam ein anderer Kolonnenweise angeordnet. fiel der junge Soldat plötzlich wie über seinen Vorgesetzten, denn ein Splitter hatte ihm Arm und Bein zerhackt.

An ihnen vorbei tobte die Schlacht, sie wußten es nicht mehr.



Was die Russen „versohlen“ dürfen: Gefangene Russen als Regimentschuster im deutschen Gefangenenlager.



Der Fünf-Uhr-See vor dem „Hotel Kronprinz“, einem besondern sicheren Unterstand in der Gegend von Reims.

Die erste Schlacht für Ernst Gillebrand. Sie hatten sich ganz vorne in einen Schützengraben eingebuddelt und wurden den ganzen Tag von den feindlichen Schrapnells überschüttet.

Die Deutschen lagen ruhig, ohne sich durch die zahlreichen Verluste erschüttern zu lassen und feuerten mit der Sicherheit und Kaltblütigkeit alter Soldaten. Und doch waren es fast durchwegs Ersatztruppen, denn gerade dieses Regiment hatte schon seit Tannenberg her sehr schwere Verluste erlitten.

Allmählich steigerte sich das Feuer. Ununterbrochen knatterten die Salven der Schützen in dem Graben. Von Zeit zu Zeit, wenn der Feind eine Bewegung nach vorn oder zurück machte, hörte man die helle Stimme des Oberleutnants, der neues Visier kommandierte.

Von Zeit zu Zeit auch hörte er mit dem geübten Ohre des Soldaten, der selbst im fürchterlichsten Granatfeuer noch Geräusche anderer Art unterscheidet, ob sich die deutsche Artillerie noch nicht bemerkbar machte.

Bum! Bum! — — — — — Die deutsche Artillerie!

Und jetzt war für die Schützen im Graben der rechte Augenblick gekommen: „Pflanzt Seitengewehr auf! Zum Sturm! Marsch! Marsch!"

Wie im Fluge kamen sie aus dem Graben und im Laufschrift ran an den verdachten Feind; der den eigenen Schützengraben zusah und dessen Artilleriefeuer nun schwächer wurde.

Draußen ein kurzes Handgemenge — Mann gegen Mann. —

Oberleutnant Reizenstein blieb dem jungen Freiwilligen an der Seite. Und so sehr achtete er auf seinen Schützling, daß dieser selber ihm das Leben retten mußte: rannte einen Russen, der das Gewehr auf den Offizier angelegt hatte, mit dem Bajonett nieder. Ernst Gillebrands Augen waren groß und weit angesichts des Entsetzlichen, Wunderbaren, Hölischen und Gigantischen, des Unfassbaren, was sich da abspielte und in dem er selber einer der Handelnden war. Aber plötzlich, als der

Stunden, bis beide fast zur Mitte in der Nacht erwachten.

Der Oberleutnant hörte den neben sich wimmern. Er fuhr aber sogleich wieder zurück. Augenblick hatte genügt, ihn die Lage erkennen zu lassen, in der sie befanden:

Rings um sie lagen Tote. Die Leichen waren offenbar weiter zurück.

Neben dem schwerverwundeten Gillebrand hockte ein Russe mit Schuß im Bein. Er hatte sich mühsam mit seinem schmutzigen Gewehr gelehrt. Und nun sah er da, mit härtigem, vertieftem Gesicht, den unglücklichen, hilflosen jungen Mann neben sich an. Eben stieß nach ihm mit dem Bajonett, das hatte.

Oberleutnant Reizenstein griff dem Revolver, hob ihn mit vieler Übung und feuerte.

Aber er konnte den Russen nicht Der duckte sich geschwind. Und

(Fortsetzung siehe Seite 62.)

rostschäden bei Obstbäumen. Das durch Frost ausgeübte Zellwasser der Rinde setzt sich an gewissen Stellen zwischen Rinde und Holz fest und bewirkt eine Verletzung der Rinde. Hierdurch stirbt die Rinde ab, es entstehen umlebende Rindenpartien, es entweichen Rindenplättchen und zuletzt nicht selten auch die Rinde. Ist eine solche Beschädigung festzustellen, so durchschneidet man die Baumrinde in der Richtung und umgibt die Einschnitte mit Salbe aus Lehm und Kuhfladen. Wenn noch einzelne Rindenflächen absterben, so schneidet man diese bis auf die gesunde Rinde aus und lufttrocknet abzuschnitten. Hierzu kann als Kuhfladenlehm genommen werden; ist dann aber mit einem alten Sack zu umwickeln. Ist der Frost sehr stark gewesen, so unterliegt der Rinde ganz und die Rinde stirbt dann ab. Vereinzelt austretende Rindenstücke berechnen nicht auf die Hoffnung, daß der Baum gerettet ist, denn die Ernährung des letzteren ist dann eine

so schwache, daß er langsam dahinsiecht. In solchen Fällen hat sich aber eine Verjüngung der Krone unter gleichzeitiger Düngung der Pflanze bewährt. Man schneidet die Krone auf zwei Drittel ihrer Länge zurück, zieht mehrere Längsschnitte in die Rinde, bedeckt diese mit Salbe und lockert die ganze Baumschale. Nach und nach wird dann der Baum gefunden.

Zur Anlage eines warmen Mistbeetes gehört flüssiger und warmer Dünger, wie er aus dem Pferdeflaß kommt. Ist er nicht mehr ganz flüssig und warm, so ist es ratsam, ihn zur Aufzucht und Wiedererwärmung einige Tage in einem Haufen zusammenzusetzen. Mit der Luigsabel ist der Dünger gut auszuschiüteln, festgetreten wird er im Haufen nicht. Je lockerer er ausgeschüttet wird und je umfangreicher der Haufen ist, um so leichter erwärmt er sich. Erst wenn der Dünger im Haufen dampft, wird er in den Kasten gebracht und schichtweise festgetreten. Kälter und allzu leichter Mist, in den Kasten gebracht und stark festgetreten, erwärmt sich selten leicht, auch entwickelt sich darin mit Vorliebe der

für zarte Pflanzen gefährliche Mist- oder Linsenpilz. Bewegliche Mistbeetflächen sind den feststehenden vorzuziehen, weil man sie beliebig heben kann, wenn die Pflanzen mit den Blattspitzen das Glas berühren. Auch gegen Säulmilch sind bewegliche Kästen besser geschützt, weil man sie im Winter hochstellen kann.

Frühbeetfenster. Eine Vorrichtung, die man jetzt wo im Garten weniger zu tun ist, vornehmen kann, ist das Aufhängen von Frühbeetfenstern ohne Glas. Man spinnet eine auf ein Rattengestell in Fenstergröße Pergamentpapier oder starkes, in Öl getränktes, weißes Papier oder Musselin, welches mit Nadeln befestigt ist. Diese billigen, Licht durchlassenden Fenster sind im März beim Anbau der Gemüsepflanzungen als Schutz gegen Kälte oder zu starke Sonnenstrahlen gut zu verwenden. Sie verhindern die Wärmeabstrahlung, geben also bei nicht zu kalten Nächten genügenden Schutz. Die Anlagen hierfür sind viel geringer als für Glasfenster. Man kann sich also solche ohne große Kunstfertigkeit zu beschaffen, selbst herstellen.



Jeder tue seine Pflicht

Wie der Krieger im Felde, so der Landmann auf dem Felde!

Wo infolge des Krieges die Herbizidung vernachlässigt worden ist, kann der Schaden durch eine

Kopfdüngung mit Kalisalz

(am geeignetsten 40% Kalidüngesalz) wieder gut gemacht werden. Als Kopfdünger werden die Kalisalze auf die trockenen — d. h. nicht tau- oder regennassen — Pflanzen aufgestreut. Weitere Auskünfte erteilt jederzeit kostenlos:

Kalisyndikat G. m. b. H., Agrarkultur-Abteilung
Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29

Post-Briefschachteln zum Versenden von Liebesgaben an unsere Angehörigen im Felde.

Vorrätig in vier Größen:

Briefe bis 50 Gramm (Postfrei): A Schachtel 9,5 x 12 cm, besonders geeignet zum Versand für Karten; B Schachtel 9,5 x 18 cm, besonders bestimmt zum Versand für Schokolade. Preise: 30 Stück halbes und halb für 3 Mk. franko; 50 Stück Größen halb und halb für 4,50 Mk. franko, 100 Stück Größen halb und halb für 8 Mk. franko. Auf Wunsch auch nur eine Größe zu gleichem Preise.

Briefe bis 250 Gramm (10 Pf. Porto) feste Doppelschachtel: C (kleineres Format), Gewicht leer 10 Gramm, 14,5 x 11,5 x 5 cm, D (größeres Format) 16 x 13 x 5 cm, Gewicht leer ca. 20 Gramm, halbes und halb für 4,50 Mk. franko.

Seit 18. April vier Sorten gewährt, also 72 Schachteln, werden für 6 Mk. franko geliefert.

Die Briefschachteln sind des großen Volumens wegen nur in Postpaketen möglich.

Die Briefschachteln, die wir auf Anregung vieler auf dem Lande und im Walde lebender Leute anfertigen, sind leicht im Gewicht und sehr dauerhaft. In der Schachtel A lassen sich beispielsweise 100 Gramm mittlerer Größe mit einem Brief zusammen für ein Gewicht von 50 Gramm, also wie von 20 bis 25 Gramm und sonstigen Gegenständen bis zu einem Gewicht von 180 Gramm. Auf Verlangen werden auch größere Briefschachteln aus zäher Pappe in Paketen zu billigen Preisen schnellstens angefertigt. Probeweise kann geliefert werden von sechs Stück ineinandergelegter Briefschachteln für Feldpostpakete (größte Schachtel 16 x 13 x 5 cm), kleine Schachtel 10 x 13 x 5 cm). Jeder Satz kostet als Postpaket versandt gegen Einsendung eines halben Markes oder unter Nachnahme 3 Mk. Alle in Postpaketen gepackten Feldpostpakete müssen nach Vorchrift des Reichspostgesetzes von 10 Pf. Porto befreit werden, dazu empfiehlt sich die Post. Jedes Paket von sechs Briefschachteln vorzuziehen. Die Abnahme kleinerer Quantitäten unserer Feldpost-Briefschachteln lohnt nicht, da das Porto dann teurer wird wie die Schachteln selbst. Es empfiehlt sich daher, den Betrag, um diesen auszuweichen. Die Schachteln sind zu beziehen gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages franko durch die

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.
Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen der handliche Taschenkalender:

J. Neumanns Taschenbuch und Notizkalender für den Landwirt auf das Jahr 1915.

Taschenbuch in braun Segelleinen gebunden, mit Bleistift.
Schwache Ausgabe A, mit vierteiliger Anordnung im Notizkalender. Preis 1 Mk. 20 Pf.
Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mk.
Stärkere Ausgabe B, mit halbeiliger Anordnung im Notizkalender. Preis 1 Mk. 60 Pf.
Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mk. 40 Pf.
Die Partierpreise von 1 Mk. bzw. 1 Mk. 40 Pf. treten auch in Kraft, wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam bestellt werden.
Bermer sei empfohlen der beiden erscheinenden

Jagd-Abreißkalender 1915.

Veranstaltet von der Deutschen Jäger-Zeitung.
Großformat-Form: 17,5 x 26 cm. Preis 2 Mk.
Ein reich illustrierter Abreißkalender — 156 Abbildungen — mit monatlichen Ratschlägen für Jagdbetrieb und Wildbahn, sowie täglichen Belehrungen und Anregungen für weidgerechtes Jagen, Fegen und Pflege des Wildes.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Kartoffeln, Kohl, Mohr- und Stedrüben

und Landeshprodukte jeder Art, sowie Schinken, Speck, Würst, Eier
kaufe jedes Quantum. Keine der Abnahme.
Schaum, Hamburg 1, Schulweg 31 p. „Zur Fruchtboerse“
Remittierte Preisofferten erwünscht.

Wassersuchts- u. Blutreinigungstee Adler-Mark

zur Entfernung von krankhaften Wasseransammlungen im Körper und zur Ausscheidung von Unreinigkeiten und giftigen Stoffen im Blute. Von ganz vorzüglicher Wirkung bei Leber- und Nierenstörungen, Blasenleiden, Hautwasser- und eingeschlafenen Füßen, Wasseransammlungen im Brust- und Bauchfell-Raum, chronischen Vergiftungen jeder Art, Gicht und Rheumatismus. Herbeigeführt nach genauer ärztlicher Vorschrift. Doppelpaket Mk. 2.50. Bitte nur aus der Adler-Apotheke, München D 57, Sendlingerstr. 13.
Nur echt mit der Adler-Mark.



Carbid-Lampe, Ersatz für Petrol.

Schöne Zimmerschmückung!
Rohrleuchte 5,75 Mk. franko.
v. Saint-George, Hachenburg 6.

Zu Fabrikpreisen

50 m verz. 8rd. Gesticht zu Stühnenböden, 1 m breit, Markt 4,50. 10 m verz. 4rd. für Räume, 1 m breit, Markt 10,80, ab Werk geg. Nachn. Illustrierte Liste D 289 gratis.
Rheinisches Drahtwerk, Ruhrort.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

J. Neumanns Briefstaschen-Kalender für Feld und Jagd

auf das Jahr 1915.
Mit Sonnen- und Mondzeit.
Format 9,5 x 5,3 cm. Preis 25 Pf.
Fünf Stück werden für 1 Mk. 10 Pf. gegen Stück für 2 Mk. geliefert.

Der kleine Kalender mit genauer Angabe des Auf- und Unterganges von Sonne und Mond sowie des Mondwechsels ist in jeder Briefstasche oder in jedem größeren Portemonnaie unterzubringen, er hat auch noch 16 Seiten Raum für kleine Notizen. Für unsere Krieger im Felde sowie für jeden Landwirt, Forstmann, Gärtner, Fischer, Jäger und für jeden, der sonst die Sonnen- und Mondzeiten häufig braucht, ist das Kalenderchen unentbehrlich.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko, unter Nachnahme mit Postaufschlag von

J. Neumann, Neudamm.

bedingt weiter züchten müssen, um Fleisch für unser Heer zu erzeugen. Wir weisen weiter darauf hin, daß es nicht ratsam ist, jetzt schon Schweine zu verkaufen, die noch nicht fett oder schlachtreif sind; wenn das Futter Korn jetzt zu teuer ist, so halte man die Tiere möglichst billig mit Weidegang oder Abfällen aller Art aus Gärten, Feld, Haus- und Meiereien hin. Die Preise werden schon wieder steigen für die Schweine, so daß der Züchter und Mäster doch wenigstens eine kleine Rente aus seiner Arbeit erzielt. Endlich weisen wir, um die Haltung der Zuchtschweine möglichst zu verbilligen, noch auf den großen Wert der Weide für Zuchtlieber und Zuchtlauren hin. Der Weidegang ist für unsere Zuchtschweine nicht nur im höchsten Grade notwendig und zuträglich, um diesen Zuchtieren die nötige Bewegung zu bringen und die ganze Muskulatur zu stärken; der Weidegang verbilligt ja auch in hohem Maße die Haltung der Zuchtschweine; jeder noch so kleine grüne Platz, jedes Stoppelfeld bieten nicht nur den schönsten Limmelsplatz, sondern geben auch Gelegenheit, den Mägen zu füllen. Wenn der Friede für unser Vaterland erst erkämpft sein wird, dann wird auch die Einführung der obligatorischen Eberfütterung in unserer Provinz nicht lange auf sich warten lassen."

Wovon hängt die Winterfertigkeit ab?
Bei der Beantwortung dieser Frage wird man geneigt sein, die Fütterung als Hauptfaktor bei der Entwicklung einer reichlichen Vegetativität anzusehen, und diese Ansicht ist auch gewiß berechtigt. Die Fütterung allein macht es aber nicht. Von wesentlichem Einfluß ist daneben die Verwendung von Frühbrütern. Nur Hennen, die frühzeitig erblickt wurden, fangen auch früh mit dem Legen an, und die Ansicht, daß auch spätere Mai- und Juniläden sich zur Weiterzucht eignen, ja, daß letztere sogar den Vorzug verdienen, weil ihre Aufzucht dann eine gefahrlosere, leichtere sei, entspringt keineswegs der Erfahrung. Diese Küken entwickeln in sich niemals derart, daß sie mit dem Legen schon im Herbst beginnen. Sie sollten daher ausschließlich als Fleischhühner Verwendung finden. Will man Winterleger in seiner Herde haben, so darf man darunter keine alten Hennen dulden. Mit dem vollendeten vierten Lebenssommer müssen dieselben jüngeren Generationen Platz machen, denn das Jahres-eierquantum geht dann merklich zurück und die Leistungspausen fallen zumeist in die kalte Jahreszeit. Wäre die zur Erzeugung von Eiern unbedingt nötig, und es wird erforderlich sein, den Hühnern einen trockenen, zugfreien und frostfreien Schlafraum anzuweisen. Frieren die Tiere über Nacht, so können sie nicht ihren Verpflichtungen nachkommen. Wir beobachten ja schon bei plötzlichem Witterungsumschlag sofort einen deutlichen Einfluß auf die Vegetativität. **Bl.**

Die Ferkel im Dienste der Volksernährung.
Bei der Durchhaltung unserer Viehbestände, die dem Landwirt bei der jetzigen Knappheit und Teuerung der Futtermittel ernste Sorgen bereiten, können die Waldbesitzer dadurch mithelfen, daß sie die Entnahme von Waldstreu und den Eintritt von Rindvieh und Schweinen in ihre Wälder freigegeben gestatten. Die Streunutzung ermöglicht es, das Stroh als Rohmaterial für die Pferde und Rinder einzusparen. Der Vieheintrieb erleichtert Futter und Weideland. Zur Winterzeit kommt er nur für Schweine in Frage, denen er in Eichenwäldern sogar zur Mast dienen kann. In den Kreisen der ländlichen Viehbesitzer scheint es noch nicht genügend bekannt zu sein, daß der Staat seine Forsten bereits bald nach dem Kriegsausbruch für diese Zwecke geöffnet hat. Die preussischen Regierungen sind von dem Landwirtschaftsminister ermächtigt worden, während des Krieges in möglichst weitem Umfange Waldstreu aus den Staatsforsten abzugeben und den Eintritt von Rindvieh und Schweinen zuzulassen, soweit dies mit den forstwirtschaftlichen Interessen irgend vereinbar ist. Die Entschädigung ist gegenüber den Friedensjahren erheblich ermäßigt, bei besonderer Bedürftigkeit des Viehbesitzers kann auf sie gänzlich verzichtet werden. Namentlich ist auch dafür gesorgt, daß die masttragenden Waldbestände für die Schweinehaltung durch den Eintritt der Tiere oder durch Einsammeln der Eichen in umfangreicher Weise nutzbar gemacht werden können. Bei dieser Gelegenheit sei ferner erwähnt, daß der Landwirtschaftsminister die Staatsforsten auch zur Verwertung des Anbaues von Feldfrüchten, namentlich von Kartoffeln, zur Verfügung gestellt hat. Hierzu dürfen zur vorübergehenden landwirtschaftlichen Nutzung geeignete Schlag-

flächen oder sonstige zur Aufforstung bestimmte Flächen, soweit sie zurzeit ungenutzt sind, unter näher festgesetzten Bedingungen — bis zur Dauer von drei Jahren — gegen geringes Entgelt verpachtet und gegebenenfalls sogar unentgeltlich überlassen werden. Landwirte, deren Betriebe in der Nähe von Staatsforsten liegen, sowie die sonst in Frage kommenden ländlichen Bevölkerungskreise mögen sich hiernach mit entsprechenden Gesuchen an die Forstbehörden wenden. Wenn die Eigentümer der kommunalen und der Anstalts-wäldungen sowie die Privatforstbesitzer dem Beispiel des Staates zahlreich folgen, ist zu hoffen, daß auch dieses „kleine Mittel“ unserer Volks-ernährung zu Nutz und unsern Feinden, die uns aushungern möchten, zum Trutz gereichen wird.

Suppe aus Schwarzwurzeln. Schwarzwurzeln schält man, schneidet sie in fingerlange Stücke und legt sie so lange, bis alle Schwarzwurzeln geschält sind, in kaltes Essigwasser, da sie sonst vom Viegen in der Luft sofort schwarz anlaufen. Dann bringt man Wasser zum Kochen, gibt die Schwarzwurzeln mit etwas Salz hinein und kocht sie gar. Nun quirlt man auf 1 l Suppe zwei ganze Eier tüchtig durch, gießt sie hinzu und nimmt die Suppe vom Feuer, gleichzeitig hat man auch drei bis vier Bouillondübel, im Mörser zerstoßen, hinzugegeben. Wer es liebt, kann ein wenig Zitronensaft daruntun.

Bayrische Speckspaten aus Roggenmehl.
In dieser Zeit, wo mit dem Weizenmehl möglichst gespart werden soll, wird es die Hausfrau interessieren, daß man eine ganze Anzahl warmer Mehlgüter sehr gut aus Roggenfeinmehl herstellen kann, so z. B. folgendes: Aus 250 g Roggenfeinmehl, 85 g Fett, einem ganzen Ei und einem Eigelb, vier Eßlöffeln voll Milch, 20 g Salz und einer Prise Salz macht man einen Teig, den man warmstellt und aufgehen läßt. Dann rollt man ihn einen halben Finger dick aus, schneidet ihn in handgroße Vierecke und legt auf diese Schinken von folgender Füllung: Rauchspeck, Schinkenreste und übrig gebliebenes Fleisch würfelt man und brät es mit Pfeffer und etwas Zwiebel an und läßt die ganz knappe Sauce mit etwas aufgelöstem Kartoffelmehl. Dann schlägt man die vier Teigecken über der Füllung zusammen, bräut die Ränder etwas fest und bäckt die Speckspaten in zugedeckter tiefer Pfanne auf beiden Seiten hellbraun und gar, nachdem man sie zuvor nochmals hat aufgehen lassen. Sie schmecken vorzüglich zu Sauerkraut oder Schmor- und Grünsohl.

Kaninchensfrikales. Ein junges Kaninchen wird in hübsche Stücke zerteilt, (Kopf, Hals, Lunge und Leber müssen zurückgelegt werden), gewaschen, getrocknet, gesalzen, mit Mehl bestäubt und in 130 g siedende Butter oder Fett gelegt. Dazu füllt man zwei gehackte Zwiebeln und läßt nun die Fleischstücke auf allen Seiten 30 Minuten schmoren. Dann gießt man etwas kochendes Wasser oder Fleischbrühe dazu, gibt einige zerhackte Petersilienwurzeln, Sellerieabscheiben und drei bis vier Zitronenscheiben daran, läßt das Fleisch langsam darin gar schmoren und nimmt es heraus. Die Brühe wird durch ein Sieb gegossen, mit Eigelb abgezogen, mit etwas getrockneter Mustarbüte gewürzt und über den Fleischstücken angerichtet.

Sorte von geräucherten Äpfeln. Man schäle und schneide sieben bis acht Borsdorfer Äpfel zu feinen Scheiben, vermische sie mit 4 g gestoßenem Bismut, einem gehäuften Eßlöffel Zucker und einem in Milch eingeweichten Weizbrod. Nimm 250 g Butter, noch und noch acht Eier hinein, ebenso 250 g geschälte und gestohene Mandeln, 125 g gestohene Zucker, rühre diese Masse eine Viertelstunde, nimm alles gut durcheinander; auch kann man noch eine feingeschnittene Zitronenschale hinzufügen. Nun streue man feingeschnittene Mandeln in eine mit Butter ausgestrichene Tortenform, auch Mehl streue man hinein. Die ganze Masse wird nun in die Form gegeben und im heißen Ofen gebacken.

Kriegslied. Ein Mitarbeiter des „Gesellschaftlichen“, der zurzeit als Unteroffizier in Polen kämpft, schreibt dem Blatte: „Bei unserer Sanitätskompanie war Mangel an jeglichem Beleuchtungsstoff eingetreten. Wir halfen uns dadurch, daß wir uns selbst Licht fabrizierten, und zwar nach folgender Methode: Man nimmt eine leere Konfervenbüchse, wie sie hier im Felde so viel zu haben sind, oder ein ähnliches Gefäß, füllt es dreiviertel voll mit Lehm oder fester Erde. Dann nimmt man einen Strohhalm, der aber keinen

Knuten haben darf, also eine emigige Stelle stellen muß, umwickelt diesen mit Baumwolle und steckt ihn in die Erde, so daß er ein gut Teil über den Rand hinausragt. Dann wird ausgelassener Mist oder ja innere zu haben ist, in die Büchse, so daß sie bis an den Rand gefüllt ist, die Talgmasse erkalte ist, ist die Lampe fertig. Damit sie sich leichter anzünden kann man die Spitze des Dochtes, wie nennen will, mit ein paar Tropfen Benzin tränken. Letzteres ist aber nicht erforderlich, wenn der Docht bis zur Spitze mit Lehm gegeben ist. Solch eine Leuchtbombe ist uns genannt wird, reicht 8 bis 10 Stunden uns auf unseren Hauptverband. Wir bei den jetzigen kurzen Tagen und zahlreichen Verwundeten Deutschen und sehr viel Beleuchtung brauchen, sehr gute Geleitet. Das Licht riecht und bläst aus. Diese Bomben lassen sich sicherlich sehr Beleuchtung von Treppen und Ställen be-

Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für jedermann.
Da der Druck der hohen Auflage unserer Zeitschrift lange Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung die Leser nur zweimal, wenn sie brislich erfolgt, daher auch nur Fragen beantwortet, denen die Briefmarken beigefügt sind. Dafür haben dann die Fragesteller Erleichterung. Die allgemeinen Fragenstellungen werden außerdem hier abgedruckt.

Frage Nr. 49. Meine Pferde leiden an Ungeziefer ist nicht vorhanden. Ferner die Pferde große Mengen Speichel. **B.**

Antwort: Ohne Untersuchung der kann man sich keine Vorstellung von der beobachteten Krankheitsercheinungen. Wir müssen daher zur Zuziehung eines Rates.

Frage Nr. 50. Ich habe ein sehr altes Schwein. Seit einiger Zeit zittert es, daß es sich kaum auf den Beinen halten und fällt beim Laufen nach hinten. Es frisst nur Karotten, Kartoffeln und Klei. **B.**

Antwort: Lassen Sie sich in der ein Pulver anfertigen, bestehend aus 15 und 100 g Glaubersalz. Das machen Sie Sirup zu einer Lauge ge, teilen es in 10 und streichen dem Schwein hiervon 10 Stunden einen Teil auf die Lunge. Das und die Hinterbeine des Schweines reichlich mit Kampferspiritus, dem ein Terpentin zugesetzt sein kann, ein. Das in warmem Stall auf hohe Streu zu legen.

Frage Nr. 51. a. Müssen zur Überwindung des Rot- und Weißkohls die Wurzeln abgerieben und die Köpfe in die Erde hineingegraben werden? b. In meinem Keller sind in großer Feuchtigkeit Äpfel und Salzgurken faul geworden. Was ist gegen die große Feuchtigkeit zu tun?

Antwort: a. Die nach der alten Methode zu überwinternden Kohlköpfe werden den Köpfen nach unten gestellt und abgedeckt. Die Strünke werden nicht abgezwischen. Die Strünke werden bei Eintritt froster trockenes Laub oder Torfmüll b. Der großen Feuchtigkeit im Keller reicht vieles Lüften abzuheben.

Frage Nr. 52. Ich habe einige Schweine, die die Tiere fressen gut, auch gut genährt, sie haben aber eine juckende Haut, die mit weißen Schuppen bedeckt ist. Was dagegen tun?

Antwort: Ihre Schweine sind an einer Schuppenflechte erkrankt. Falls die Tiere gefaßt haben und deren Gesundheit kennen, kann es sich um eine vererbte Veranlagung handeln; dann ist die Flechte zu heilen und trotz meist jeder Veranlagung Sie die erkrankte Haut mit grüner Seife, lassen diese 24 Stunden lang, damit sich diese etwas erweicht, und die Tiere am anderen Tage mit lauwarmem Wasser ab. Nachdem die Schweine gewaschen sind, bestreuen Sie die Haut mit dünnem Holzessig. Falls dieses Mittel Besserung herbeiführt, können Sie es mit einer Salbe, bestehend aus einem Teil und zehn Teilen Schweinefett, vermischt, oder die schuppigen und rissigen Hautstellen mit einem Öl, das Sie etwas salzig, damit die Schweine ordentlich lappen.

einige Sommer lebt sie fast ausschließlich von der Pflanze, dann aber, wenn diese seltener die Erde beginnt, wird sie zum Vegetarier. In der Zeit der Jahreszeit fortschreitender Strenge, schließlich im Winter fast nur pflanzliche Nahrung als Futter zu sich nimmt. Dieser Nahrungswechsel erleichtert nun unsere Aufgabe, denn die Insekten, es sind glatte Raupen, Larven, Puppen und Eier, Spinnen, Tausendfüßler, Kleinschmetterlinge, Spinnwürmer, nicht arme, Käfer, sind in der Mehrzahl dem Landwirt und der Landwirtschaft feind. Dem Landwirt hinzuzufügen, daß die sehr gefräßigen Raupen fast ausschließlich mit kleinen grünen Insekten aufgefressen werden; welche Mengen zu diesem Zwecke von den Alken täglich verzehrt werden müssen, läßt sich leicht abschätzen. Also Dank der Kohlmeise für das Verdrängen der Kulturgewächse nach den Ställen.

Wohl ist die Larve der Honig- und Wachsmotte, die auch eine tote Biene. Von einer Biene, die die Bienezucht kann aber wohl die Rede sein, denn langjährige Beobachtungen haben dargetan, daß von der Kohlmeise lebend gefangenen Bienen, die eine tote Biene waren, nicht zu unterscheiden sind, daß unser heimischer Vogel in seiner Mordlust auch Bienen anfaßt, um ihnen das Gehirn zu entnehmen, besonders häufig wurde das in den Bienen beobachtet.

Wollen wir nun den munteren Vogel verdammen? Ich glaube nicht, daß wegen des kleinen Ausfalls an Samen, der Kohlmeise ernstlich gram sein wird, es doch, die im Frühjahr und Sommer die Insekten in ungeheurer Menge und somit an ihrem Teil eine reiche Nahrung erhält. Besonders dadurch, daß die Kohlmeise Insektenjägerin aufsucht und auch die Insekten bereits in einem Zustand der Verwesung, wo sie überhaupt noch keinen Schaden anrichten konnten, verdient sich die Kohlmeise den wärmsten Dank des Landwirts. Nun wohl überhaupt besser, Nutzen zu ziehen, als eines Tieres nicht gar zu streng zu verurteilen; wie leicht übersehen werden kann die wichtige Tatsache und schädigen und die Kohlmeise ein im Naturhaushalt bedeutendes Glied. Freuen wir uns vielmehr der kleinen Sänger in Wald und Flur von ganzem Herzen bringen sie doch hier und da einen kleinen Nutzen in die ernste, schwere Zeit, die wir erleben.

Wichtige Winke zur Kriegslage.

Von A. Reiners.
Während der Wehrstand ringsum wider die Feinde, die wirtschaftliche Schlacht zu schlagen, die zu machen. Regierung und Volk arbeiten Hand in Hand mit einem Zielbewußtsein, das die Landwirtschaftsbevölkerung abdrängt. Die mit den Deutschen in dieser Beziehung die besten und Tatkraft, die die deutsche Landwirtschaft in dieser Feuerprobe an den Tag legt. Die große Bedeutung Deutschlands Landwirtschaft, die wirtschaftliche Faktor für die Ernährung der Bevölkerung und Handelsbevölkerung gehabt hat, ist diese allseitige Wirksamkeit doch nur

eine leichte Aufgabe gewesen, verfallen mit der, der sie nun gegenübersteht. So steht u. a. in einer bekannten deutschen Zeitschrift zu lesen. — In dem wichtigen Entschlusse, auch wirtschaftlich bis zum Ende durchzuhalten, liegt ein gut Teil der deutschen Siegeszuversicht. Es sei darum auch an dieser Stelle ein Wortlein beigetragen in dem Sinne, uns alleamt in den Opfern, die der einzelne dem Allgemeinen bringt, willfährig zu erhalten.

Die bevorstehende Feldbestellung erfordert die peinlichste Überlegung und Sorgfalt. Alles Land, was irgendwie zu erkrüngen ist, dient in erster Linie dem Anbau menschlicher Nahrungsmittel. Erst in zweiter Linie kommt die Viehhaltung. In den größeren Wirtschaften wird viel Boden durch die Einschränkung des Zuckerrübenbaues gewonnen und zum Teil auch bereits mit Winterfrucht bestellt worden sein. Jetzt ist auf möglichst Bestellung von Winterfrucht Bedacht zu nehmen. Sommer-Roggen, Sommer-Weizen, auch Sommer-Gerste und Sommer-Hafer werden je nach den Klima- und Bodenverhältnissen zur Markterzeugung beitragen können. Eine wichtige Rolle spielen auch die Hülsenfrüchte, die auf fast allen Bodenarten gedeihen und für Mensch und Tier eine einseitige Nahrung liefern. Auf etwas kalkhaltigen Lehmböden, auch noch auf lehmigen Sandböden wachsen Erbsen, Bohnen, auch Linsen und Wicken. Schwerere Tonböden sind für Pferdebohnen geeignet, und den eigentlichen Sandböden bleiben die Lupinen vorbehalten. Auch der Kartoffelbau dürfte eine hervorragende Rolle spielen und nebst dem Gemüse namentlich solche Vorräte mit Beschlag belegen müssen, die — wie die Hausgärten — in unmittelbarer Nähe der Ortschaft liegen und, soweit noch nicht geerntet, noch jetzt — also geraume Zeit vor der Pflanzung — gut bearbeitet und mit Stallmist gedüngt werden können. Kalk und Kalk, auch Phosphorsäure, bei der vorgeschrittenen Jahreszeit am besten in Gestalt von 40% Kalksalz kohlensaurem Kalk und Superphosphat, sind je nach Bedarf auf das geladene und gedüngte Land zu bringen und einzurechen oder einzurechen. Eine spätere Kalkdüngung mit Ammoniak ist vielfach von wohltuender Wirkung.

Für Gemüse- und Kartoffelbau kommen auch alle die Kleingartenflächen in Frage, die bisher bereits bebaut wurden oder bei einigermaßen hinreichender Bodenbeschaffenheit aus Gemeinde- und anderem Bruchland an kleine Leute mit der Verpflichtung überlassen werden können, sie für sich zum Lebensunterhalt zu benutzen. Nicht allein in der Nähe der Städte, sondern auch in der Umgebung der Dörfer dürfte diese Art der Bodennutzung wertvolle Früchte zeitigen. Von den Kartoffeln sind es auch hier die Frühformen, die als Ersatz für die Auslandszufuhr eintreten können. Gemüse aller Art ist sehr geeignet, eine kräftige Nahrung zu bieten und auch zu einem Teile das in weiten Kreisen überschätzte Fleisch zu ersetzen. Hier bieten auch sonst wenig beachtete Grünzeuggewächse, wie z. B. die jungen Blätter etten des Kohlwurms, zur Salatbereitung eine beachtenswerte Beihilfe. Die Anpflanzung von Obst kommt in ihrer Wirkung meist erst in späteren Jahren in Frage, ist aber in dem Bestreben, uns vom Auslande unabhängig zu machen, von großem Werte. Alle diese Maßnahmen, zu denen noch die Kleintierzucht und damit die ausgedehnte Abfallverwertung kommt, erfordern das offene Auge und die offene Hand der Gemeindevorstellungen und Vereine, die es ihren Mitgliedern und Mitgliedern an Unterstützung auch durch Beschaffung von Saatware u. dergl. nicht fehlen lassen sollten. Die Fürsorge der Regierung, die ihren tiefeingehenden Ausdruck in der Beschaffung der Getreidevorräte und der Anordnung der Viehfleischversorgung findet, geht in musterbildender Weise voran. Auch die Forstverwaltung hat sich durch Überlassung geeigneter Kulturflächen, Streuabgabe und Genehmigung des Schweineeintritts in den Dienst der Allgemeinheit gestellt.

Daß auch die allgemeinen Maßnahmen und Vorschriften der Regierung, die unsere wirtschaftliche Warnung bezwecken, zu beachten sind, ist selbstverständlich. Das Kriegsbrot dürfte für unsere ländlichen Wägen durchaus nicht schwer verdaulich sein. Die verbotene Verfütterung von Brotgetreide, Mehl und Brot sollte auch im Kleinen unterlassen bleiben und immer bedacht werden, daß dafür vielleicht ein Kämpfer im Schützengraben oder bei Weizen ein armer Verwundeter

entbehren muß. Wenn jedem Landwirt auch in der Kriegszeit ein mäßiger Verdienst wohl zu gönnen ist, so sollte er doch vermeiden, Nahrungsmittel- und Futtervorräte zurückzuhalten oder zu verheimlichen. Ueber den Verdienst des einzelnen geht die Forderung der Allgemeinheit. Auch das Mißtrauen gegen das Papiergeld muß bis auf den letzten Pfennig schwinden, und die Sparstrümpfe müssen für das Deutsche Reiches Geldschrank geleert werden. Jeder aber, der sich berufen fühlt, die Erfordernisse der großen Zeit den Leuten klar zu machen, sollte es nicht verabsäumen, wie denn die üblichen Vortragsabende nicht verringert, sondern vermehrt werden müssen, um sich gegenseitig zur Ausdauer und Uneigennützigkeit anzuspornen. Wenn diese flüchtigen Hinweise ein wenig dazu beitragen, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Kleinere Mitteilungen.

Fütterung der Fohlen im Winter. Einjährige Fohlen, welche im Sommer auf der Weide waren, sind im Winter in der folgenden Weise zu füttern: Jedes Tier erhält in drei oder vier Mahlzeiten 3 bis 4 kg Kraftfutter. Dieses besteht der Hauptsache nach aus Hafer, welcher trocken gegeben und mit einer Kleinigkeit Häcksel vermischt wird. Ein Schrot oder Quetschen des Hafers ist nicht erforderlich. Ein Drittel des Hafers kann man auch durch gequettete Gerste oder zu einem geringeren Teile auch durch Bohnen, Erbsen oder Gerstenkeime ersetzen; im großen und ganzen hat sich aber die reine Haferfütterung am besten bewährt. Hat man Leinöl in völlig tadelloser Beschaffenheit zur Verfügung, so ist es empfehlenswert, eine kleine Handvoll davon jeder Futtergabe hinzuzufügen. An Heu gibt man so viel, wie jedes Tier mit Appetit aufnimmt, jedoch soll das Heu stets von der besten Beschaffenheit sein. Etwaige Reste müssen vor jeder Gabe aus der Krippe entfernt werden. Ist Heu mangelhaft, so muß die Ration des Kraftfutters etwas vergrößert werden.

Die Fütterung von Zuckerrüben. Daß Zuckerrüben als Futter für Wiederkäuer, namentlich für Rindvieh, einen hohen Wert haben, ist allgemein bekannt, jedoch sollten nicht mehr als 20 kg auf 1000 kg Lebendgewicht oder 10 kg auf den Kopf (bei Rindvieh) gefüttert werden. Und zwar können die Zuckerrüben sowohl frisch als auch gedämpft verfüttert werden. Eine Verfütterung von 50 g Schlammkreide hat sich sehr bewährt. In erster Linie kommen die Zuckerrüben aber als Futter für Pferde und Mastschweine in Betracht. Als Futter für Arbeitspferde eignen sich Zuckerrüben vorzüglich, es sind mit bestem Erfolg bis 20 kg gedämpfte Zuckerrüben neben 2 1/2 bis 3 kg Körnerfutter und 5 kg Heu bei voller Arbeit an schwere Zugpferde verfüttert worden. Besonders wertvoll sind aber die Zuckerrüben für die Schweinemast. Voraussetzung ist, daß bei der Verfütterung von Zuckerrüben und von Zucker an Schweine eine Gabe von 20 bis 100 g Schlammkreide auf den Kopf und Tag bei Mastschweinen von 60 bis 100 kg Lebendgewicht verabreicht werden, weil andernfalls der im Futter vorhandene leichtlösliche Zucker im Magen und Darm Säuren bildet, die zu einer Störung der Verdauung und des Wohlbefindens der Tiere führen. Durch Beigabe der Schlammkreide werden diese Abstände beseitigt. Bei der Mischenarmut solcher Mischungen kommt abgesehen auch die Nährwirkung der Kreide in Betracht. Unter dieser Voraussetzung sind an Säugschweine 2 bis 3 kg, an Mastschweine 6 bis 7 kg gedämpfte Zuckerrüben mit bestem Erfolge gefüttert worden. Dabei kann man mit einer sehr geringen Beigabe von Körnerfutter auskommen, wie nachfolgendes Beispiel einer Fütterung zeigt. Futter für Mastschweine von 80 bis 100 kg Lebendgewicht: 7 kg gedämpfte Zuckerrüben, 650 g Gerstenschrot, 500 g Kleie, 250 g Trockenschmelz, 250 g Fischmehl, 100 g Schlammkreide. Es ist sogar gelungen, bei einer Fütterung von gedämpften Zuckerrüben unter alleiniger Beigabe von 300 bis 400 g Fischmehl günstige Mastergebnisse zu erzielen. Auf Grund der dabei erfolgten Gewichtszunahme berechnete sich eine Verwertung der Zuckerrüben, die beträchtlich über den normalen Kaufpreis hinausgeht.

Zuchtschweinestaltung. Eine Mahnung an alle Schweinezüchter, die der Versuch der schließlichen Gewinnsteigerung durch die Zucht von Zuchtschweinen zur Mast zu stellen, da wir un-



Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Nr. 8.

Gratisbeilage zur „Kleiner Zeitung“.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Preis: vom 15. Juni 1901.) —

Die Kohlmeise.

Von E. E. Leonhardt. (Mit Abbildung.)

Wohl wahr, es ist Krieg, unser herrlicher Kaiser Wilhelm der Große hat das Schwert gezogen, um es nur als Sieger wieder in die Scheide zu stoßen; wir aber, die wir daheim bleiben mußten, wollen darum nicht minder treu unsere Pflicht tun und im Gedenken an die für uns Kämpfenden den geliebten vaterländischen Boden bestellen, für eine, so Gott will, friedliche Ernte. Und wenn uns im nackten, von Schnee bedeckten Gezweig ein Vöglein lockt, dann wollen wir stille stehen, seiner achten als eines Zeichens des dereinst wiederkehrenden, wenn auch so schwer erkämpften Friedens. In diesem Sinne führt uns heute der Künstler die so vertraute Kohlmeise vor. Vielleicht erinnert ihr Anblick an die Stunde, wo man mit seinem Buben, der heute in Frankreichs Gauen für Deutschlands Ehre und Größe streitet, dem munteren Gebaren des Vögleins zuschaut: an den Augenblick, in dem der kaum der Schule Überwiesene krendestrahelnd das eben entdeckte Nest mit den halbflüggen Jungen uns wies. Vorbei, vorbei! Wir aber, die Alten, wollen doch ein wenig verweilen, denn unsere Kohlmeise ist wohl wert, in ihrem Inn und Treiben vorurteilslos betrachtet zu werden.

Wie schon das lebenswahre Bildchen zeigt, ist die Kohlmeise sehr ansprechend gezeichnet. Kopf und Hals sind, mit Ausnahme der weißen Wangen und eines weißgelb-grünlichen Nackensfeldens, glänzend schwarz. Von der schwarzen Kehle zieht sich ein ebenso gefärbter Streifen beim Weibchen bis zur Brustmitte, beim Männchen bis zum After. Der Oberkörper ist olivgrün, der Vordarm blau-grau; die erste Schwanzfeder außen weiß, die zweite mit einer weißen Spitze. Die blaugrauen Deckfedern haben weißlich gelbe Spitzen, die zusammen auf dem Flügel eine helle Binde bilden. Unterseite schön schwefelgelb. Der nahezu ganz Europa bewohnende, etwa 14 cm lang werdende Vogel ist in Deutschland wohl allgemein bekannt; überall, wo sich einigszahliges Gehölz findet,

wird man ihn antreffen, nur in reinen Nadelhölzern scheint er sich nicht allzuwohl zu fühlen, obgleich er auch sie nicht völlig meidet. Im Winter zieht sich die Kohlmeise, der bequemeren Nahrungssuche wegen, gern in Gärten und wird dann ein recht stiller Strichvogel, während sie aus dem nördlichen Deutschland Anfang Oktober mit fröhlichem Zwitschern eiligt abzieht, und zwar stets nur bei Tage. Im März

und Punkten. Über Mittag löst das Weibchen beim Brüten ab; die sind Nesthocker, d. h. sie bleiben so lange, bis sie flügge geworden sind.

Quacksilberne Unruhe, so möchte man das Wesen der Kohlmeise bezeichnen; immer munter, tätig und fed, das listig tief dunkelbraune Auge spät unaufhörlich und kaum hier, so hüpfst das lebhaft

bereits wieder auf dem Ast, klettert im dichten und wiegt sich hängend schwächsten Ästchen. Ein zwingliche Neugierde ist ihr hervorsteckendster Charakter; nichts entgeht ihr, alles untersucht, ohne aber gewisse Scheu und Verschämtheit zu lassen. Unerfährlich ist ihr Treiben, nämlich den Kerf, das mit den breiten Sohlen ihrer auf dem Sitzast fest und das Futter in kleine Stücke sie es zu sich nimmt. Abgesehen auch bei der Aufzucht der Jungen Kohlmeisen zu beobachten nur sein verteiltes fressen, ganz im Gegensatz meissen anderen Jungvögeln dieser Gelegenheit sei übergemerkt, daß die Kohlmeise mitgefangene Vögel durch harmlos ist; sie wird nicht bissig und freilustig und mit Sicherheit anzunehmen sie nicht sehr starke Mühe über kurz oder lang tödlichen Schaden zerschafft und das frisst. Man vermeidet das Zusammenhalten der Kohlmeisen mit anderen Vögeln.

Damit aber sind wir bei den genden Punkte für den Landmann gelangt; wie steht es mit dem Schaden dieser Vögel?

Pfarrer Schuster, der bekannte Vogelforscher hat das zahlenmäßig auszudrücken vermocht, indem er gleich 20, dem Schaden, eine Zahl 6 zubilligend. Nun, wir selbst überzeugen und stellen zunächst, daß die Kohlmeise immer Appetit hat, den größeren Teil ihres Lebens mit Fressen zubringt. Dabei hat sie sich in ganz weise den Verhältnissen des deutschen Jahreszeitenwechsels anzupassen verstanden, im



Die Kohlmeise.

oder April kehrt die Kohlmeise dann wieder zurück. Sie brütet im April und Juni je 14 Tage und wählt dazu Baumhöhlen, Löcher in Mauern und Felsen, Wandungen verlassener Krähen-, Eistern- und Eichhörnchenester, die zunächst mit trocknen Halmen, Wurzeln und Moos, dann mit Tierhaaren, Wolle und Federn ausgekleidet werden. Das erste Gelege besteht aus 8—13, das zweite aus 6—9 Eiern von reinweißer Grundfarbe mit rostroten Flecken

Beilage zur „Zdsteiner Zeitung“

Nr. 22

Samstag, den 20. Februar

1915.

Deutsche Helden von 1914.

Dem Leben nach erzählt von Irene v. Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

Anscheinend fühlte sie sich noch nicht recht heimisch hier. Sie war eine einfache schlichte Erscheinung und vermochte es kaum zu fassen, daß ihr Sohn ein nach ihrer Meinung solch „fabelhaftes“ Glück machte. Mit zärtlichem Blick umfaßte sie die schöne, elegante, junge Braut, und als diese sich neben sie setzte, ihre Hand ergriff und leise bat: „Wirst du mich auch lieben lernen, Mutter?“ da nickte sie eifrig: „Mein gutes Kind, ich liebe dich schon jetzt; denn meines Sohnes Glück ist auch das meine. Und an deiner Seite erwartet er alles Glück seines Lebens.“

„Du mußt mir recht viel von Ludwig erzählen,“ sagte Annemarie. „Ich komme oft zu dir.“

Die alte Dame nickte: „Wenn es dir nur bei mir nicht zu einsam sein wird, Kind, sollst du mir stets willkommen sein. Ich bin eine alte, einfache Frau und du bist an Gesellschaft und Luxus gewöhnt. Da wird es dir bei mir wohl bald langweilig werden.“

Annemarie wehrte heftig ab.

Die Unterhaltung drehte sich natürlich auch um militärische Dinge, man sprach von der Möglichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich und Serbien, und Ludwig v. Bär meinte gedankenvoll: „Seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin kommen die Gemüter nicht mehr zur Ruhe. Das scheußliche Verbrechen schreit nach Rache, Oesterreich kann das nicht so hingehen lassen. Die Mörderbande in Serajewo muß exemplarisch gestraft werden. Und wer kann sagen, was für weittragende Folgen dieser scheußliche Mord haben wird.“

Annemarie umklammerte angstvoll den Arm ihres Verlobten: „Um Gottes willen, Ludwig, du denkst doch hoffentlich nicht, daß es zu einem Krieg mit Deutschland kommt? Das wäre ja zu schrecklich. Du — du müßtest ja auch mit?“

Der Befragte zuckte die Achseln und drehte nachdenklich seinen hübschen Schnurrbart.

„Möglich wäre es wohl, ja, man sprach sogar verschiedentlich davon, daß Deutschland mit hineingezogen werden könnte. Doch etwas Bestimmtes weiß keiner. Freilich, wenn die Kugel im Rollen ist, hält keine Macht der Welt sie mehr auf. So etwas kommt oft über Nacht. In der Luft liegt es wohl schon lange. In Rußland sollen sie schon

tüchtig an der Arbeit sein, — aber das sind alles nur Gerüchte. Na ja, wenn's so weit kommt, — an uns soll's gewiß nicht fehlen. Sie sollen schon erfahren, wie deutsche Hiebe schmecken.“

Annemarie war ganz blaß geworden. Sie schmiegte sich fester an den Verlobten, als sollte er ihr schon jetzt entrisen werden.

„Wie du das sagst,“ meinte sie ein klein wenig schmollend, „als könntest du es gar nicht erwarten, in den Krieg zu ziehen.“

„Ja, dafür ist man Soldat, mein Kind! Es stände schlimm um uns, wenn es anders wäre. Wir alle folgen mit Freuden dem Rufe unseres Kaisers, wenn er uns braucht. Da ist keiner, der zurückziehen möchte! Man denkt dann an nichts anderes mehr! Des Vaterlandes Ehre geht allem anderen vor.“ Seine Augen leuchteten in Begeisterung.

Der Sanitätsrat blickte mit Stolz auf den jungen Offizier, nur Annemarie schien seine Ausführungen nicht recht zu teilen, denn sie entgegnete mit leisem Vorwurfe:

„Also da wäre ich und meine Liebe völlig vergessen? Ich glaube, der Abschied von mir würde dir nicht einmal besonders schwer.“

Er zuckte wieder die Achseln.

„Ob schwer oder nicht, danach kann der Soldat nicht fragen! Wir wollen uns darüber kein Kopfzerbrechen machen, dazu ist es Zeit, wenn es so weit ist. Heute freuen wir uns, daß wir beide zusammengehören. Wenn du erst meine Frau bist, wirst du auch lernen, diese Dinge von anderer Seite zu betrachten und wirst tapferer werden. Nimm dir ein Beispiel an meiner Mutter. Sie war ein junges Ding wie du, kaum ein halbes Jahr verheiratet, als der siebziger Krieg ausbrach. Ihr Gatte war einer der ersten der viel. Tapfer war sie immer, meine Mutter, aber zehn Jahre brauchte sie doch, bis sie sich entschloß, nochmals einem Manne die Hand zu reichen. Und mein Vater, ihr zweiter Gatte, hat sie dann doch wieder allein gelassen! Mit Mühe und Not zog sie mich groß, aber sie klagte nicht. Immer gütig, immer liebevoll ist sie. „Nicht wahr, meine Mutter,“ nickte er der alten Dame zu, „du hättest Schweres durchzumachen? Wenn man zweimal Witwe wird, ist das nicht ein herbes Geschick.“

Diese nickte unter Tränen.

„Ich hatte ja dich, mein Sohn, du warst immer mein Trost.“

„Und nun bekommst du noch ein reizend süßes Töchterchen! Wie oft hast du dir eine Tochter

gewünscht! Nicht wahr Mutter du bist zufrieden mit deinem großen Jungen?"

Er war aufgestanden und an die Seite der Mutter getreten. Sie wechselten einen herzlichen Händedruck. Man sah es, sie verstanden sich ohne viele Worte.

Annemarie fühlte sich ungemein hingezogen zu der schlichten einfachen Frau, und sie nahm sich vor, derselben eine gute aufmerksame Tochter zu werden.

Unter heiteren, angenehmen Gesprächen ging der Abend hin. Keiner von allen ahnte, wie nahe die Kriegsgefahr schon war in diesen ersten Julitagen, — daß das grausige Schreckgespenst schon die schwarzen Fittiche ausbreitete, um die Welt in Blut und Tränen zu tauchen! —

Man glaubte nicht an den Krieg. Die langen Jahre des Friedens hatten die Menschen eingelullt in Sicherheit! — „Krieg?“ Man lächelte nur und dachte, der Kaiser wird uns den Frieden schon erhalten wie er es so lange getan.

Damit beruhigte sich jeder gern. Wenn einmal einer ganz bestimmt versicherte, daß es nun bald zum Kriege käme, suchte man die Achseln. Denn an derartigen Mahnern fehlte es nicht in diesen Tagen. Aber niemand achtete sonderlich darauf. Man lebte so in den Tag hinein, ging seinem Vergnügen nach und hatte alle Hände voll zu tun mit den vielen Reisevorbereitungen. —

(Fortsetzung folgt.)

Empfehle

Feldpostkartons

in verschiedenen Größen und Preislagen,

Paket-Kartons

und

Rollen-Deckpapier,

Feldpostkarten

und

Feldpostbriefumschläge

Georg Grandpierre, Idstein.

Obergasse 10

Bahnhofstr. 44.

Persil

für

Kinderwäsche

Henkel's Bleich-Soda.

Ein Trostwort von Dr. med. Geyer

Gift- oder Kräuter-Kuren?

Haut- und Harn-Leiden lese jeder diese Broschüre

erfahrenen Spezialarzt

Gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefm. senden wir diese in verschl. Umsch.

Puhlmann & Co., Berlin 200, Müggelstraße 21

Das deutsche Kaiserhaus

(in Buchform)

Preis 50 Pfg.

Deutsche Männer aus dem Weltkrieg 1914/15

(31 Bilder in Buchform)

Preis 40 Pfg.

Die Deutsche Kaisereiche

im Kriegsjahr 1914/15

(Zum einrahmen geeignet)

Preis 1.50 M.

Georg Grandpierre, Idstein.

Obergasse 10.

Bahnhofstr. 44.

Th. Link,

Plattengeschäft,

Idstein i. T.

Empfehle mein reichhaltiges Lager in circa 25 verschiedenen **Bodenbeläge** in **Mosalk-, Ton- und Cementplatten**, sowie geriefte und gekuppte **Trottoirplatten, Stallplatten** etc.

Glaserte Wandplatten und Majolikaplatten in großer Auswahl vorrätig.

Plattenbeläge können auf Wunsch durch eigenen Plattenleger aufs beste ausgeführt werden.

Feldpost.



Mk. 2.10 u. 1.30 in Apotheken.

Knafe & Würks

Eukalyptus-Menthol-Bonbons

(Schutzmarke Zwillinge).

Bestes Hustenlinderungsmittel.

Paket 10 und 30 Pfg.

bei **Adolf Kornacher Wwe., Idstein.**

Sattlerlehrling

sofort gesucht. **Sattler Christ, Wörsdorf.**

Was hinter der Front vorgeht.

Wenn Kampfgetümmel, Kanonendonner und Gewehrgeknatter vorüber ist, finden unsere braven Feldgrauen bald ihre wunderbare joviale Ruhe wieder. Und hinter der Front, wo sie vor Ueberraschungen allzu unangenehmer Art sicherer sind, kommen sie auch allmählich wieder zur Betätigung eines herzerquickenden Humors. Daher spielen sich dann hinter der Front Szenen ab, die eventuellen Zuschauern von Feindeseite doch wohl einen ganz anderen Eindruck von den deutschen Kämpfern aufzwingen würden. Deren Stürmermut kennen sie ja zwar, aber sie scheinen doch von viel gefühlvollerem Leben durchpulst zu sein, als man sie ihnen amtlich darzustellen bemühte. Wir können heute unseren Lesern eine derartige nette Szene im Bilde zeigen. Wir sehen Soldaten, die doch wahrlich alle nicht dem jüngsten Jahrgang angehören, in harmloser Weise sich die Zeit mit dem Bauen eines Schneemannes vertreiben. Drei Mann versuchen dem übrigen Gefolge ein möglichst militärisches Aussehen zu geben, während der Herr Vorgesetzte von weitem etwaige Verbesserungen empfiehlt. Ein Porträtbildchen eigener Art sehen wir darunter. Ein Feinschmecker, der es verstanden hat, irgendwoher frische Hühner zu „laufen“, ist nun



Winterlicher Zeitvertreib unserer Soldaten in Belgien.



Ein Eierkuchen zum Frühstück.

dabei, sich zum Frühstück einen schmachhaften Eierkuchen zu bereiten. Die Kameraden stehen dabei und sehen „schnuppernd“ seinen mit recht primitiven Mitteln ermittelten Kochkünsten zu. Während die vorher besprochenen Szenen mehr der Befriedigung eigener seelischer oder leiblicher Genüsse dienen, sehen wir auf dem dritten Bilde einen Vorgang, bei dem die im „Dienst ewig gleich gestellte Uhr“,

mitzusprechen scheint. Es zeigt einen am Geländeabhäng angebauten sicher abgedeckten Benzinkeller, von dem aus sich die Autos der Stabsoffiziere, der Munitions- und Proviantkolonnen, der Feldpost, kurz und gut, alle militärischen Kraftwagen mit dem für sie so kostbaren Betriebsstoff versorgen. Die Kraftwagen haben sich in der Praxis dieses Krieges außerordentlich gut bewährt und daher muß es eine Hauptfrage der Heeresverwaltung sein, den für jene Fuhrwerke nötigen Betriebsstoff, Benzin, überall ebenso reichlich wie leicht erreichbar vorrätig zu halten. Unsere Heeresverwaltung ist im Besitz einer sehr großen Anzahl von Automobilen, welche für alle erdenkliche Zwecke: Heranholen von Mannschaften, Munition, Lebensmittel und allen nur möglichem Hilfsmaterial und nicht im geringsten zur Verwundetenbeförderung gebraucht werden. Wo andere Verkehrsmittel versagen, ist das Automobil im Vordergrund, sodaß das Benzin für uns ein kostbares Gut ist und seitens der Heeresverwaltung für ständigen Vorrat Sorge getragen wird.



Ein Benzinkeller hinter der Front.

konnte sich nicht bewegen. Die Kugel ging ins Schwarze. Der Russe lachte und stieß dem neben ihm liegenden unglücklichen Soldaten wieder das Bajonett in die Seite. Und wieder schrie Ernst Hillebrand auf . .

Vor den Augen des Oberleutnants tanzten rote Funken. Die Hand krampfte sich um den Revolvergriff. Er litt unsäglich Schmerzen, er litt unsagbaren Durst, aber das alles trat zurück vor dem fürchterlichen Bild:

Neben sich den hilflosen Jungen, und dieses Vieh von Russen, und nicht helfen können — hilflos liegen müssen. —

Hilflos . . .

Wieder schrie der Junge auf . . . der Oberleutnant versuchte, sich mit übermenschlicher Anstrengung aufzurichten — aber es ging nicht — es ging nicht!

Der Russe kroch etwas näher heran, sah ihn mit stieren Augen an und grinste.

Der Junge wimmerte:

„Ich habe Durst . . . Durst . . .“

Das Blut floss von ihm. Und da ging es blitzschnell durch das Hirn des Verwundeten:

Durst — Wasser — Gift — der Russe — und mit letzter Kraft nestelte er die Feldflasche los und öffnete den Ring, ließ das Gift in das Wasser laufen.

Ein Blick zum Himmel —

„Herr, verzeihe mir — ich muß ihm helfen. — Ich muß seine schwerste Stunde in meines Vaters Hand legen — es ist das Letzte, was ich für ihn — was ich für Hilde tun kann.“

Er gab dem Jungen die Flasche . . . schob sie ihm hin mit zitternden Fingern. „Trink!“

Der Junge aber erwiderte:

„Trink du selber!“

„Ich leide keinen Durst!“

„Doch. Du leidest Durst. Ich fühle, daß du leidest!“

Der Russe grinste und stieß wieder nach dem Jungen mit dem Seitengewehr. Die Unschuld in dem Gesicht, die Jugend, die hellen Augen — das alles reizte seinen tierischen Haß.

Zu Tode quälen wollte er den Knaben.

Das Bewußtsein des Oberleutnants drohte zu schwinden. Er drängte mit sich überstürzender Beredsamkeit: Ernst sollte trinken. Er leide keinen Durst. Nie mehr wollte er ein gutes Wort an ihn richten, nie mehr im Leben (das doch für beide nur mehr ein Schemen war), wenn er nicht gehorchte und trank. Er mußte trinken — er mußte — und so stark waren seine Worte, daß der Junge, überwältigt von ihrer suggestiven Kraft, mit dem gesunden Arm die Feldflasche an sich heranschoß und zaghaft erwiderte:

„Ich trinke!“

Da stieß der Oberleutnant einen tiefen Seufzer aus und verlor das Bewußtsein.

Tage vergingen.

Dann erwachte Hans Reichenstein im deutschen Lazarett. Schwestern waren um ihn — Ärzte, Verwundete, weiße Betten. Er sann nach, die Augen zur Decke gerichtet — und plötzlich kam die Erinnerung — schnitt ihm in die Seele und bohrte sich in sein Hirn . . .

„Schwester — Schwester — der Junge — ich habe — nein doch — es ist — sagen Sie mir —“

Dann umschattete ihn wieder Bewußtlosigkeit. Und im Fieber schrie er von Wasser und Gift, dem Jungen und der russischen Bestie.

Als er zum zweitenmal erwachte — Wochen nachher — da saß an seinem Bett ein Jüngling, den Arm, das Bein in weißen Binden.

„Ernst!“

Es war der erste Schrei des erwachenden Bewußtseins, der letzte Schrei des fliehenden Fiebers.

„Hans!“

„Du bist — du bist nicht tot?“

„Lebendiger denn je — auf dem Wege zur Heilung. — Liegen Sie still, Herr Oberleutnant, keine Aufregung. Ich bin nur zu Besuch hier . . . ich liege im Mannschaftszimmer — wenn man Sie hört, muß ich gleich wieder fort . . . keine Aufregung, Herr Oberleutnant . . .“

„Ach was — du! — sag’ Du — und sag’, daß du es wirklich bist — ach, es ist ja nur das Fieber, das mir deine Gestalt vorgaukelt — nur das Fieber!“

Da trat der Arzt ein. Dem gelang es, den Verwundeten von der Wahrheit und dem Tatbestand der Umgebung zu überzeugen. In knappen, klaren Worten.

Aber noch zögerte Hans Reichenstein:

„Es ist doch nicht möglich? — Ernst — hast du das Wasser getrunken, das ich dir als letzte Liebesgabe reichte?“

„Nein, Hans — ich wollte — aber der Russe — der Russe riß mir die Flasche vom Mund weg und trank sie in einem Zuge leer . . .“

Die Augen des Kranken weiteten sich unnatürlich.

„Und — dann?“

„Dann — ich weiß nicht, wie es kam — dann wurde es ruhig. Er starb.“

Da stieg aus den Augen des Schwerverwundeten ein heißer Glanz zur Decke empor.

Niemand wußte um den letzten Dienst der Treue.

Niemand sollte je darum erfahren.

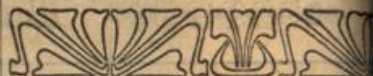
Nur einmal vielleicht — später — in Jahren — wenn je Zweifel oder Häßliches Eingang finden sollten in die Ehe des Hans Reichenstein und der Hilde Hillebrand — dann — dann würde er abends, wenn die Sterne am Himmel standen — erzählen . . . von dieser Stunde, in der sein Haar ergraut war . . . von dieser Stunde am Schlachtfeld, von dem hohen Lied der Treue und der Gnade einer ausgleichenden, gerechten Macht jenseits dieser Welt — und dann würde Schweigen sein zwischen Hilde und ihm — Schweigen, Treue, Glaube und Liebe.

Vielleicht aber würde er auch niemals davon sprechen. Niemals. Nur — wenn der Vater ihn nach seiner Heimkehr fragen wird, wenn der greise Vater sagen sollte:

„Mein Sohn — wo sind die zwei Tropfen Gift?“

Dann wird er antworten:

„Du hast sie mir nicht umsonst gegeben, Vater. Mein Leben lag in deiner Hand, doch die hat Gott nach seinem Ratsschlusse gelenkt.“



Der Orden Pour le mérite

Von Oskar Ungnad



Friedrich der Große stiftete den Orden kurz nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1740, wohl andere seit 1667 bestanden.

diensttoden „de la générosité“ in Meinung etwas an Ansehen verlor dadurch, daß Friedrichs Vorgänger Wilhelm I. diesen fast nur hatte an Personen, die ihm „Lohn“ für seine Potsdamer Garde hatten.

Friedrich wollte einen Orden der für vor dem Feinde bewiesene Mut eine Belohnung war. Daher den Pour le mérite in Friedrich überhaupt fast nicht und wachte rege darüber, daß er wirklich wurde. So lesen wir u. a. Kabinettsorder vom 29. Juni 1763 Generalleutnant v. Normann (später Dragoner, der jetzigen Preußen): alle diejenigen Stabssoffizierskapitäns, so an dem Tage (bei Pollin) Eskadrons kommandierten zu Oberleutenants befördert werden sollen den Orden Pour le mérite, welchen ich auch auf Euer Exzellenz zum Kapitän avancierten Premiant v. Rabenau und Premier v. Barfuß wegen der in der Bataillonen Standarten affordire.“ Die hatten in der sonst verlorenen glänzende Reiteraten vollstän Infanterieregiment zusammen fünf Fahnen erobert und dann feindliches Karabinierregimenten Flucht geschlagen.

Wir sehen also, daß selbst Friedrich nicht den Blick auf ob Taten vollbracht waren, die le mérite würdig waren. So auch unverblümt jeden ab, der achtens unbedingte Ansprüche, seltene Auszeichnung machte. wollte der Generalmajor v. fünf Offiziere, die sich nach seinem in der Schlacht bei Torgau brav gehalten hatten, den Orden. Der König antwortete ihm: „Wenn sich Offiziers von Infanterie gürte, gut. Aber da ich sie bei alle laufen sehen, kann keine geben, sonst würde der Krieg raschesten läuft, beste Füße 1778 bewarb sich ein Leutnant Dossow um den Orden. Ihm stehender Bescheid: „Das ist gut, aber was hat er denn ertan. Daß er eingehauen ja seine Schuldigkeit, davor wird davor bezahlt. Wenn guieren und was extraordinär dann ist es ein Anderes. Wenn jeden Offizier davor, daß er besonders rekonpensieren soll, hingehen. So mühte ich Sufaren vor den Pistolen thut bezahlen.“ In dem glaubte sich der Rittmeister

des Ordens würdig, Friedrich aber derer Meinung, wie aus seiner Erklärung hervorgeht: „Das wäre wohl nicht, was er gethan, aber das wäre nicht genug, ich könnte vor jeder gnatrouille nicht das Kreuz geben, nur suchen sich weiter zu distin-

Friedrich II. sparsam mit der von ihm stifteten Auszeichnung um, so wurde unter seinem Nachfolger Friedrich II. nicht so streng festgehalten. Man sah man das gemerkt hatte, vermehrte man aus allerlei merkwürdigen den hohen Orden. Ein Oberst meinte, ihn haben zu müssen, in seinem Regiment stehende Lieutenant v. Osorowsky ihn hatte. Der erheischte ihn „zur Aufmunterung zum Dienst zu erziehenden.“ Für den Feldzug nach Holland erhielt der Oberkommandierende, nach eigenem Gutdünken den Orden zu verteilen. Es wurden 800 Orden verliehen. Den Nachfolgern Friedrich Wilhelm III. ging man dann wieder haushälterisch mit der hohen Auszeichnung Friedrich Wilhelm III. zu Befreiungskriege das Eiserne Kreuz hatte, wurde der Pour le mérite nur wenigen Angehörigen des Heeres überreicht. Weist war Militär fremder Armeen bestimmt. Der ganzen Befreiungskriege erhalten den Orden Pour le mérite nur 76 Offiziere, aber 1586 Ausländer, waren allein 1470 Russen. Unter ihnen, die ihn von Friedrich Wilhelm erhalten hatten, befand sich auch einer, der aus dem Mannschafte vorgegangen war. Es war dies der 20. Dezember 1855 in Brandenburg gestorbene Generalmajor v. Hans Wilhelm Giese, der Sohn eines kleinen Soldaten, hatte es beim 26. Februar 1807 der Auftrag, 20 Husaren von Braunsberg zu reiten. Als er von der Front zurückkehrte, war die Stadt in den Händen der Franzosen besetzt. Da keine andere Möglichkeit blieb, wieder zu seinem Regiment zu kommen, so schlug er seinen Leuten quer durch die besetzte Stadt durch. Draußen zweimal feindliche Abteilungen zu überwinden, und mit 16 Mann traf er bei seinem Regiment ein. Die tapfere That erhielt er zunächst den Orden Pour le mérite, bald darauf dem Könige vorgestellt, der ihn 1808 zum Jücker ernannte. Er wurde zum Offizier befördert und bis zu dem erwähnten Range. Friedrich Wilhelm III. hat später auch erlassen, wonach der Orden Pour le mérite bei besonderer Veranlassung drei goldenen Eichenblättern zu verleihen sei. So bekamen Prinz Friedrich im französischen Kriege, Prinz Friedrich Wilhelm, der Kaiser Friedrich und Prinz Karl von Preußen. Die stiftende und die Wissenschaft ehrende König Friedrich IV. stiftete 1842 auch eine Klasse des pour le mérite. Der

erste Kanzler dieser Klasse war Alexander v. Humboldt, unter ihren Ritters finden wir die Namen Friedrich Müllert, Jakob Grimm, Ludwig Tieck, Schadow und aus unserer Zeit den des Philologen Diels, des Architekten Hoffmann u. a.

Affenfang im Großen.

Von W. H.

Wie Affen in größerer Anzahl gefangen werden, erzählt Karl Sagenbeck recht anschaulich aus eigener Erfahrung. Der berühmte Tierimporteur hatte für den Affenfang eine besondere Expedition ausgerüstet, die später in verschiedene kleinere Trupps aufgelöst wurde, von denen ein jeder auf eigene Faust sein Glück versuchte. Eine unserer Stationen befand sich am Gash, am Fuße der Berge von Sahane und in unmittelbarer Nähe einer Felspartie, die man als eine Affenstadt bezeichnen konnte. Hier gab es in kurzem Abstand mehrere Wassertrümpfe, die von den Affen als Tränkplätze benutzt wurden. Auf schmale Felsleisten hingelauert saßen ganze Affenfamilien. Leise grunzt es und quiekt es; Mütter lullen ihre Babies in Schlummer, und alte Herren brummen über die Störung. — Jetzt erscheint auf der Bildfläche unser alter Freund vom Stamme der halbwilden Bafas, der Jäger Abdalla Duff. — Hütel euch, arme Affen! Der Jäger ging so gleich ans Werk und verstopfte die sämtlichen Wasserlöcher des Gash mit Dornbüschen bis auf eines. Auf diese Weise waren die Paviane gezwungen, alle dieselbe Tränke zu benutzen, wobei sie nur fünfzig Schritt von unseren Leuten entfernt, ihren Durst löschen. In der Nähe des Wasserloches wurden regelmäßig Maiskolben gestreut, die die großen Männchen mit Gier aufnahmen. Während dieser heuchlerischen Freundlichkeit von unserer Seite wurde die Halle hergerichtet, die unsere Gäste zu Gefangenen und alsbald zu Emigranten machen sollte. Diese Halle besteht ganz einfach aus einem geräumigen, aus Baumzweigen geflochtenen Käfig und gleicht in ihrem Inneren dem legel-förmigen Dach einer Einzelbodenhütte. Im Dunkel der Nacht wird ein langer Strich an dem Knüppel befestigt, der die Halle auf einer Seite hochstülzt. Den Strich bedeckt man mit Sand. Als Lockspeise dienen die beliebten Maiskolben. Einige Tage läßt man die Affen nun ganz unge-stört, die sich bald an den so harmlos aus-schauenden Käfig gewöhnen.

Und nun kommt die Tragödie. Heiß brennt die Mittagssonne hernieder. Ein Trupp durstiger Paviane eilt schnatternd zur gewohnten Tränke. Zunächst aber werden noch schnell im Schatten der Halle ein paar Maiskolben verzehrt. Ein starker Ausbruch an dem Strich, die Stütze fliegt beiseite und . . . ein halbes Dutzend Tiere ist gefangen. Die Herde draußen liert im ersten Schrecken geflohen, nun kehrt sie zurück und feuert die Gefangenen durch ohrenbetäubendes Grunzen und Schreien an, das Neugierste zu versuchen. Die Kühnsten führen ein erregtes Zwiegespräch mit

den Gefangenen. Wahrscheinlich beraten sie sich über die Möglichkeiten der Rettung. Das wäre so etwas für den amerikanischen Forscher, Professor Garner gewesen, der sich lange Jahre damit beschäftigte, die „Affen-sprache“ zu konstruieren! — Sehr bald jedoch erscheinen die Jäger, die mit langen, gegabelten Stangen, den sogenannten Schebas, ausgerüstet sind, und treiben die ganze Gesellschaft in die Flucht. Mit Hilfe der Schebas werden die Tiere mit weichen Binden zu fesseln und nach den Transport-käfigen zu schaffen.

Bereits gegen Abend wiederholt sich dasselbe Spiel, da die Affen inzwischen das Unglück ihrer Gefährten vergessen zu haben scheinen und der Lockung der Maiskolben nicht mehr widerstehen können. — Unter den Gefangenen wird nachher regelmäßig eine genaue Auslese gehalten. Nur die kräftigsten Exemplare behält man, während den übrigen die Freiheit zurückgegeben wird. Manche Jäger machen sich den Spaß, den freigelassenen Affen mit dem roten Saft der Barabu-Beere, der besser als die vorzüglichste unverwundbare Tinte vorhält, die Nase zu färben. Auf diese Weise ist festgestellt worden, daß Paviane, die bereits einmal in die Falle gegangen waren, trotz ihrer sonst so hochentwickelten Intelligenz sich häufig ein zweites, ja selbst ein drittes Mal in einem Zeitraum von vier Wochen fangen lassen. Oder — und auf den Gedanken muß man wirklich kommen! — sollten diese Tiere, denen nur eine kurze Gefangenschaft den Genuß der bequem daliegenden Maiskolben verbitterte, sich mit einer gewissen Unverfrorenheit über die ihnen drohende Gefahr in der Hoffnung hinwegsetzen, daß sie nachher doch wieder freigegeben werden? Die Spekulation wäre den intelligenten Bierhändlern schon zuzutrauen.“



Ungereichte Perlen.



„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“

„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“
O flamme, Wort, wie der Sonne Licht;
Wie Glockensturmklänge töne fort,
Herrliches, heiliges Kaiserwort!

Es sei der alt-alte Dankchoral,
Ein millionengewaltiges Siegesanlal,
Ein unsichtbarer, klingender Dom,
Ein jubelbrausender Frühlingsstrom!

„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“
Wir schwören auf unsere heilige Pflicht:
„Kaiser und Herr, dein Demutswort
Lebe durch unsre Geschlechter fort!“

Dein Wort muß groß in den Seelen steh'n:
Wir werden als Gottes Erwählte geh'n,
Und schauen sein segnendes Angesicht!
„Vergeßt den Choral von Leuthen nicht!“

Reinhold Braun.

Ernst und Scherz

Daß Napoleon I. in Allenstein (Ostpreußen) beinahe sein Ende gefunden hätte, dürfte noch wenig bekannt sein. Laut Chronik der Stadt Allenstein von Dr. Grunenberg traf am 5. Februar 1807 Napoleon dort ein. Von seinem Generalstabe umringt, hielt er hoch zu Ross ungefähr eine Stunde in der Mitte des Marktes und erteilte Befehle. Während dieser Zeit stieg ein preußischer Jäger namens Rydziewski auf das Dach des ältesten Hauses Allensteins (des Grunenberg'schen). In der Dachrinne stehend, spannte er seine geladene Büchse und legte auf den Kaiser an. Aber einige Bürger, welche die Absicht des Verwegenen merkten, waren ihm nachgeeilt und hielten ihn noch ihm letzten Augenblick zurück.

Alte Verteidigungsmittel. Als die Hussiten 1428 Görlitz bedrohten, traf man hier schnell die lebhaftesten Verteidigungsanstalten und dazu gehörten denn unter andern 15 Braupfannen, rings um die Stadt innerhalb der Mauer gestellt und bestimmt, 80 Stein siedendes Pech aufzunehmen, womit man die Feinde, wenn sie die Mauern zu erklettern versuchten, begießen wollte.

Eigenartige Kanonenschüsse. Bei der Belagerung von Mainz 1793 flog das Geschloß eines preußischen Vierundzwanzigpfunders direkt in die Mündung einer französischen Kanone. Diese war jedoch geladen, die Ladung entzündete sich, und so kehrte die preußische Kugel mit der

Russisches.

„Schon beim bloßen Anblick eines Scheinwerfers gehen ganze Truppenteile der Kosaken.“
„Wie ist das möglich?“ — „Einfach! Wenn der Scheinwerfer einen Fünfmarschein sofort ein Kosakenpferd im deutschen Stall.“

französischen zurück. — Dasselbe geschah 1807 vor Danzig. Dort schlug eine französische Kugel in die Mündung eines preußischen Zwölfpfunders und fuhr mit dessen Kugel zurück in die französische Batterie, aus der sie gekommen war. Die Entzündung erfolgte wohl in beiden Fällen durch komprimierte und stark erhitzte Luft.

Unter Bummlern. Ede: „Weeßte Willem, wir sind doch gegen alle Grafen und Barons bevorzugt.“ — Willem: „Wiso denn det?“ — Ede: „Na, wir können nicht jut unter unsern Stand bekraten!“

Häusliche Pflicht. A.: „Sag mal, du rauchst ja jetzt den ganzen Tag, das wird deiner Gesundheit schaden.“ — B.: „Ja

stehst du, früher rauchten meine Brüder auch, die haben sich das gewöhnt, und nun ruht das ganz auf mir allein!“

Unbegreiflich. „... Was? nicht, auteln nicht, reiten nicht, Pilot? Ja, um alles in der Welt bewegen Sie sich denn nur vorwärts.“

Ein Jäger. Oberförster: „Torn machten Sie denn da, als die Gans zuktam?“ — „Ich suchte mein Heil in der Flucht!“

Rätsel-Ede

Wortspielrätsel.

In der Felschlucht, in dem
Ist mein liebster Aufenthalt
Und im Sommerjonnenschein
Saug' ich Blütenhonig ein.

Scherz-Domonym.

Ich stecke in dem Erdenbauch,
Und zieh' durch jeden Rauch
Die traute Laura muß mich haß
Am Rheingau liege ich begraben.

Logogriph.

Bist du es mit r geworden,
Winket Ruhm und Ehre dir.
Merkt, es zählt zu deutschen
Sehest du ein n dafür.
Doch, steht I an dessen Orte,
Dann gilt's Rechtskraft mancher.

(Auflösungen folgen in nächster

Auflösungen aus voriger Nummer der vierfüßigen Scharade: **Heide** (Secundus)

Wortspielrätsel: **Schraube** (Secundus)
Bilderrätsel:
Fortschreiten immer,
Stillstehen nimmer.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl.

Verantwortlicher Redakteur A. Hering
Druck: Hering & Fahrenholz G. m. b. H.



Englische Politik.

„Jockele, geh' du voran, du hast die größten Stiebel an.“